Kolonialpolitischer Führer

Herausgegeben

vom

Kolonialpolitischen Aktionskomité

Berlin 1907
Verlag Dr. Wedekind & Co. G. m. b. H.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Kolonialpolitischer Führer

Herausgegeben

vom

Kolonialpolitischen Aktionskomité

IX.c.3077

Berlin 1907
Verlag Dr. Wedekind & Co. G. m. b. H.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Inhaltsverzeichnis.

Ausdehnung des Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert . . . . Seite 3
Allgemeiner wirtschaftlicher Aufschwung 3. Wirtschaftliche und soziale Veränderungen in Deutschland 4. Überseeische Interessen Deutschlands 4.

Seehandel und koloniale Erwerbungen . . . . . „ 6
Handel mit den Eingeborenen 6. Erziehung der Eingeborenen 6. Bedrängnisse fordern koloniale Erwerbungen 7. Missionen und Wunsch nach Kolonien 8. Auswanderung 8. Erwerbung der Kolonien 10. Abneigung gegen die Kolonialpolitik: sie sei ein überflüssiger Sport und führe zu Händeln 10

Bedeutung der Kolonien . . . . . „ 12

Besiedlungsfähigkeit der deutschen Kolonien . . . . . „ 12
Zahl der Ansiedler 12. Ursachen ihrer geringen Zahl 12. Langsame Entwicklung aller Ansiedlungskolonien, Virginien, Südafrika 13 Beschaffenheit der deutschen Siedlungsländer 14. Sozialdemokratie und Besiedlungsfrage 15.

Kolonien, Kapital und Finanzen . . . . . „ 16
Amtliche Angabe über das Kapital in den Kolonien 16. Reichszuschüsse für die Kolonien 17. Ihre Bedeutung 18. Geringfügigkeit der Kosten 19.

Unsere Kolonien als Lieferanten und Käufer . . . . . „ 19
Gewinnung von Lebensmitteln und anderen Produkten 19. Export der Kolonien 20. Baumwollfrage 20. Entwicklung in anderen Kolonien 21. Langsamkeit 22. Einfuhr in die Kolonien 22.

Mittel zur Entwicklung der Kolonien . . . . . „ 23
Sicherheit, Verkehrsmittel, Erziehung der Eingeborenen 22. Verkehr und wirtschaftlicher Aufschwung in fremden Kolonien 23. Eisenbahnen in den deutschen Kolonien 24. Leistungen der Schwarzen 24. Günstige Bedingungen in den deutschen Kolonien 24. Bedeutung der erzieherischen Tätigkeiten 25.

Kolonialskandale . . . . . „ 25
Zahl der Kolonialskandale 25. Bedeutung 25. Gegenstück dazu 26. Greuel in fremden Kolonien 26 Entwicklungsfähigkeit trotz der Skandale 27. Sozialdemokratie gegen „kapitalistische" Kolonialpolitik 27. Rechtfertigung der Kolonialpol. 28. Angebl. systematische Unterdrückungspol. 29.

Kolonien und Imperialismus . . . . . „ 30
Imperialistische Mächte 30. Zukunft der kleinen 30. Aufgabe Deutschlands 31. Bedeutung der Kolonialpolitik dafür 31.

Anhang.
Langsame Entwicklung der Kapkolonie. Europäer und Eingeborene 32. Gründung Natals; Eingeborenenfrage, Verwaltungsschwierigkeiten 34. Deutsche Leistungen im Kaplande. Engl. Kolonialmüdigkeit 35. Bedeutung der Diamantenfunde für die Kolonisten 37. Ausdehnung des engl. Besitzes. Erschliessung neuer Gebiete. Einwohnerzahl und Wohlstand. Verkehrsmittel 39. Kolonialskandale und Notlagen in den Anfängen Virgienens 42. Die Verbrecherkolonie Neu-Südwales 43. Die engl. Kolonialpolitik eine Schule der Staatsmänner und ein Schutz gegen den Untergang der engl. Kultur 46.

Für das folgende ist namentlich benutzt die Geschichte der europäischen Kolonien von Zimmermann; Lévy über Südafrika; Dove Südwestafrika; Coppius, Hamburgs Bedeutung auf dem Gebiete der deutschen Kolonialpolitik; Koschitzky, Deutsche Kolonialgeschichte; Die Verhandlungen der deutschen Kolonialkongresse; viele Spezialarbeiten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausdehnung des Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert.

Um die Notwendigkeit der deutschen Kolonialpolitik zu verstehen, muss man sich zunächst ihre Entstehung klar machen.

Das 19. Jahrhundert bildet eine Epoche wirtschaftlichen Aufschwungs wie keine andere Periode der Weltgeschichte. Die Wirren der französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege hatten viele Zwergstaaten weggefegt und die grossen stärker und damit wirtschaftlich leistungsfähiger gemacht; die lange Friedenszeit nach 1815 zwischen den Hauptmächten gab die Möglichkeit, die agrarischen, industriellen und kommerziellen Kräfte zu entwickeln; neue grosse technische Erfindungen, wie Eisenbahnen, Dampfschiffe, Maschinen aller Art, Telegraphen förderten die Produktion und belebten den Verkehr der Nationen unter einander. Entsprechend dieser emsigen Produktionstätigkeit auf allen Seiten stieg der Welthandel enorm: um 1800 wurde der Aussenhandel aller Länder der Welt geschätzt auf etwa 6 Milliarden Mark, 1850 auf 17, 1860 auf 30 Milliarden. Im Zusammenhang mit dieser Steigerung steht die Erweiterung des Handelsgebietes der Haupthandelsmächte: England macht in den ersten beiden Generationen nach 1815 seine Kolonien ertragreicher und dehnt seinen Besitz in West- und Süd-Afrika und in Australien — wenn auch zeitweilig zögernd — fortgesetzt aus; Frankreich erwirbt Algier, vergrössert sein Gebiet in West-Afrika und legt den Grund zu einer grossen Kolonie in Südostasien; Russland unterwirft das Kaukasusgebiet und streckt die Hand nach Zentralasien aus; die Vereinigten Staaten endlich besiedeln den noch unerschlossenen Westen Nord-Amerikas. Alle diese Staaten erhalten in diesen Gebieten ein gewaltiges Arbeitsfeld für ihre nationale Betätigung, vielversprechende sichere Absatzgebiete für ihre industriellen Produkte, Lieferanten von Rohstoffen aller Art und zum Teil Auswanderungsgebiet für ihre wachsende Bevölkerung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von den grossen Wirtschaftsmächten hat allein Deutschland 70 Jahre lang sein Gebiet nicht vergrössert, obgleich es an dem allgemeinen Aufschwung lebendig teilgenommen hat. Am Welthandel steht es 1860 an vierter Stelle: fast 9 % des Welthandels entfallen auf das deutsche Zollgebiet. Diese Summe steht nur wenig hinter dem Anteile Frankreichs und der Vereinigten Staaten zurück, und in den folgenden Jahren rückt es allmählich gar an die zweite Stelle. In seiner sozialen Struktur ist es durch die wirtschaftliche Entwicklung wesentlich verändert worden: 1800 wohnten etwa 80 % der Bevölkerung auf dem Lande oder in kleinen Städten und lebten von der Landwirtschaft, 1850 lebten noch 70 % von der Landwirtschaft, 1882 nur noch 42,5 % und 1895 gar nur 35,7. Der Hauptteil der übrigen Bevölkerung nährt sich von Handel und Industrie: 1882 noch 35,85%, 1895 schon 39,7 %, sodass die Landwirtschaft überholt war, und diese Entwicklung schreitet weiter. Der Rest entfiel auf andere Berufe. Gleichzeitig wuchs trotz einer starken Auswanderung die Bevölkerung beträchtlich: von 24 Millionen im Jahre 1815 auf 40 Millionen 1870, 45 Millionen 1880, 49,5 Millionen 1890, heute reichlich 60 Millionen. Diese Veränderung stellte die deutsche Nationalwirtschaft auf ganz neue Grundlagen.

Deutschland vermochte seine Bevölkerung nicht mehr selbst zu ernähren; es musste von auswärts Lebensmittel einführen, seit den 50er Jahren Roggen, seit 1870 Weizen und Fleisch in steigendem Masse. Deutschland musste somit alle Jahre eine beträchtliche Summe für Lebensmittel ans Ausland bezahlen, 1880 allein für Getreide etwa 300 Millionen Mark. Ferner war Deutschland nicht imstande, alle die Rohstoffe, die seine Industrie braucht, selbst hervorzubringen, musste dafür also ebenfalls ans Ausland zahlen. Für gewisse Dinge, die es in Deutschland nicht gibt, wie Baumwolle und allerlei tropische Produkte wie Färbemittel, bestimmte Hölzer, Häute etc., versteht sich das von selbst; dazu kamen solche Stoffe, die die einheimische Land- und Forstwirtschaft und der einheimische Bergbau nicht mehr ausreichend liefern konnte: Hölzer, Felle, Wolle, Gold, Kupfer u. s. w. Für Wolle allein mussten z. B. um 1880 200 Millionen Mark ans Ausland bezahlt werden. Diese Einfuhrzahlen wuchsen rapide: Ende der 90er Jahre musste Deutschland an Getreide für etwa eine halbe Milliarde einführen, Wolle fast für 300, 1905 für 332 Millionen. Und die Landwirtschaft selbst war ebenfalls an der auswärtigen Einfuhr interessiert, da sie ohne fremde Futter- und Düngemittel nicht mehr auskommen konnte. — Wie es bei dem steigenden Wohlstande natürlich war, gewöhnte sich die Nation mehr und mehr an viele überseeische Genussmittel: der Konsum von Reis, Kakao, Tee,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kaffee und dergleichen stieg bis 1895 auf gut 300 Millionen jährlich. Hierzu kam dann noch Tabak und vieles andere. Aufgebracht werden mussten alle diese Summen im wesentlichen durch die Industrie: mit Fabrikaten bezahlte Deutschland grossenteils seinen Bedarf an auswärtigen Lebensmitteln und Rohstoffen. Daraus folgt die Notwendigkeit, den Absatzmarkt zu vergrössern, und zwar ging der Verkaut ebenfalls, wie gleich näher zu beleuchten, mehr und mehr über See.

Eine weitere Folge des allgemeinen Aufschwungs war die Vermehrung des Geldreichtums. Bald fanden die Kapitalien in Deutschland kein genügendes Arbeitsgebiet mehr: das Kapital musste also ins Ausland wandern, um dort Unternehmungen zu begründen. Da diese Notwendigkeit auch für die übrigen grossen Mächte vorlag, so musste sich das europäische Kapital vielfach nach wenig entwickelten Ländern wenden, z. B. nach Süd- und Zentral-Amerika, China, Marokko u. s. w.

Diese steigende Expansion findet ihren deutlichen Ausdruck im Handel, der sich unter Führung von Hamburg und Bremen während des 19. Jahrhunderts immer weiter ausdehnte.

Amerika und Ostindien waren von jeher besucht worden, seit dem 2. Viertel des 19. Jahrhunderts wurden auch regelmässige Handelsbeziehungen mit Afrika und der Südsee angeknüpft. Teils folgte man dabei der englischen und französischen Flagge in die fremden Kolonien, teils trat man mit den unkultivierten Ländern, mit freien Häuptlingen in Verkehr. So gründeten — um nur einige zu erwähnen — Hamburger Firmen, nachdem sie seit 1833 mit der Küste von Guinea gehandelt hatten, 1849 und 1853 Faktoreien in Lagos an der Nigermündung, 1856 entstand eine Bremer Niederlage im heutigen Togo, 1868 eine Hamburger in Kamerun; seit 1844 begann ein regelmässiger Handel mit Sansibar, in dem Hamburg bald fast ausschliesslich dominierte, und in der Südsee endlich stand der deutsche Handel seit den sechziger Jahren an erster Stelle. Der dortige englische betrug nur etwa die Hälfte des deutschen, und die übrigen Nationen standen noch weiter zurück. In den siebziger Jahren nahm dieser Handel nach den fernen Gebieten an Intensität zu.

Aber diese Ausdehnung des deutschen Handels, ohne die das glänzende wirtschaftliche Aufsteigen Deutschlands nicht denkbar wäre, stand auf unsicheren Boden. Von zwei Seiten wurden dem deutschen Handel Schwierigkeiten gemacht: von den freien Eingeborenen und von den europäischen Konkurrenten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seehandel und koloniale Erwerbungen.

I.

Um mit den unabhängigen Eingeborenen handeln zu können, schlossen die deutschen Firmen gewöhnlich bestimmte Verträge mit den eingeborenen Fürsten. Indessen oft hielten die Häuptlinge die Verträge nicht, um von den Händlern neue Geschenke und Zugeständnisse zu erpressen. Da hinter den deutschen Kaufleuten eine bewaffnete Macht nicht stand, mussten sie sich entweder fügen, oder den Schutz fremder Staaten, wie Frankreich und England, anrufen. Dieser Schutz ist, solange der deutsche Handel klein war, auch wiederholt gewährt worden; als er als Konkurrent unbequem zu werden begann, wurde der Schutz oft versagt, z. B. in Westafrika in den siebziger Jahren. Wenn der deutsche Handel an solchen Stellen nicht vernichtet werden sollte, musste das Deutsche Reich eingreifen und die Wilden zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen zwingen.

Eine weitere Schwierigkeit erwuchs aus der Natur dieses Verkehrs. So lange der Deutsche nur Niederlassungen an der Küste besass, hing sein Geschäft von dem Wohlwollen der benachbarten Stämme ab. Denn diese dienten als Zwischenhändler mit dem Hinterlande, verhinderten also den direkten Verkehr zwischen den Europäern und den wichtigsten Produzenten, obgleich auch diese vielfach den Wunsch hegten, mit den europäischen Käufern selbst zu handeln. Sie erschwerten und verteuerten somit das Geschäft, und jede rationelle Geschäftspraxis musste danach streben, über diese Nachbarstämme hinweg in unmittelbaren Verkehr mit den entfernteren Stämmen zu kommen. Zu dieser Beeinflussung auf die Binnenstämme fehlte den Kaufleuten die Macht: im Interesse der Sicherheit und der Ausdehnung ihres Geschäfts war somit das Eingreifen des Staates nötig.

Endlich war es unumgänglich, starken Einfluss auf das Hinterland zu gewinnen, um die Produktion zu regeln und zu verbessern. Denn die Eingeborenen trieben bekanntlich Raubbau und dachten nicht daran, z. B. die zerstörten Gummibäume durch neue Pflanzungen zu ersetzen, das Wild zu schonen u. dergl. Wenn also die Firmen nicht eine Verminderung oder gar eine Vernichtung ihres Handels befürchten wollten, mussten sie trachten, den Eingeborenen eine rationelle Wirtschaft beizubringen, womöglich Pflanzungen unter europäischer Leitung anzulegen. So gesellte sich ganz von selbst zu dem Streben nach wirtschaftlichem Gewinn die Notwendigkeit, die Eingeborenen zu regelmässiger, fruchtbringender Arbeit zu erziehen, ohne die eine höhere Kultur überhaupt undenkbar ist. Wie die Kundgebungen von Hamburger Firmen in den siebziger Jahren beweisen, haben sie diese ideale

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite der Sache sogleich erkannt. Handel allein genügt in Afrika nicht, sagte Wörmann im Jahre 1879 in einem Vortrage, sondern man müsse den Boden bebauen. „Wer dies unternimmt, wird zugleich eine wahrhaft zivilisatorische und philanthropische Aufgabe erfüllen können, nämlich den Neger Afrikas zur Arbeit zu erziehen."

Ohne Entfaltung militärischer Macht war diese Aufgabe unlösbar, denn die europäischen Pflanzungen mussten gegen übelwollende Einheimische geschützt werden: die Händler waren also abermals auf Staatshilfe angewiesen.

Eine solche Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit musste gleichzeitig in anderer Weise kommerzielle Frucht bringen. Mit der Gewöhnung an Arbeit nahm der Eingeborene auch andere Gewohnheiten an. Das regelmässigere Leben, die häufigere Berührung mit Europäern liess in ihm ganz von selbst den Wunsch nach gewissen europäischen Waren, nach gewissem Komfort entstehen, und sein Arbeitslohn oder sonstiger durch die rationellere Arbeit gesteigerter Verdienst gab ihm die Möglichkeit, solche Dinge zu bezahlen. Er musste also allmählich ein kaufkräftigerer Konsument werden.

II.

Noch schwerer wogen die Hindernisse, die die europäischen Konkurrenten bereiteten. So lange der deutsche Handel klein war, hatten ihn England und Frankreich gern geduldet; der deutsche Handel hat ihnen auch den empfangenen Schutz reichlich vergolten, indem er ihre Kolonien beleben half und ihnen mitunter Pionierarbeit leistete. In Lagos (an der Nigermündung) z. B. fanden die Engländer blühende Hamburger Faktoreien (seit 1849) vor, als sie die Küste der Insel annektierten (1861). Der wachsende deutsche Handel verlor dagegen nicht nur an Schutz, die Konkurrenten suchten ihn sogar mit Hilfe der Eingeborenen zu verdrängen. So suchten in Kamerun englische Kaufleute die Eingeborenen gegen die Deutschen aufzuhetzen, und da den Negern die englische Flagge wohlbekannt, die deutsche unbekannt war, hatten sie Erfolg. Aehnliches geschah in Sansibar. Schlimmer noch als das war die Belästigung des deutschen Handels in den Kolonien selbst. In den portugiesischen Kolonien war wegen hoher Differentialzölle ein Handel schon längst unmöglich, aber seit den siebziger Jahren machten auch England und Frankreich allerlei Schwierigkeiten: die Erwerbung von Grundeigentum wurde hier und da verboten, polizeiliche Bestimmungen erschwerten den Handel mit den Eingeborenen, z. B. in der französischen Kolonie Gabun; England und Frankreich begünstigten sich in ihren westafrikanischen Besitzungen gegenseitig und belegten den deutschen Handel mit Differential-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zöllen; im deutschen Handelsgebiet der Südsee entführten australische Unternehmer den Deutschen gewaltsam durch förmliche Menschenjagden ihre Arbeiter; vor allem suchte die englische Regierung die ihr bequem liegenden noch freien Gebiete, in denen der deutsche Handel die Bahn geebnet hatte, zu annektieren und die Deutschen dann zu verdrängen. So annektierte England im Jahre 1874 die Fidschi-Inseln und nahm die Ländereien, die die Deutschen früher von den Eingeborenen erworben hatten, als Kronland in Anspruch. Es bedurfte einer 10jährigen Unterhandlung, ehe die deutsche Reichsregierung eine Entschädigung durchsetzen konnte. Aehnliche Bestrebungen wurden auf Samoa, Neu-Guinea und den Marschall-Inseln gehegt und von australischen und englischen Behörden offen ausgesprochen. Kurz, es lag die Gefahr vor, dass das noch freie Gebiet über kurz oder lang von den Weltmächten okkupiert wurde und dann der deutsche Handel die schwersten Schädigungen erlitt.

Wegen aller dieser Bedrängnisse wandten sich die deutschen Kaufleute um Schutz an die Regierung und schlugen vor, die noch freien Gebiete, wo sich Deutsche niedergelassen hätten, unter deutschen Schutz zu stellen oder sie zu annektieren. Wirtschaftliche Notwendigkeit hat also den Anstoss zur deutschen Kolonialpolitik gegeben; man sieht, wie alle Zweige der deutschen Wirtschaft auf enge Beziehung zum überseeischen Gebiet hindrängen. Daneben wirkten zwei andere Momente mit, um die Deutschen in die überseeischen Bahnen zu drängen: die Mission und die Auswanderung. Die deutsche Mission beider Bekenntnisse hatte das ganze 19. Jahrhundert hindurch in allen Weltteilen, namentlich in englischen Kolonien, gearbeitet, und durch Anbahnung enger Beziehungen zu den Wilden hat sie mehrfach zur Ausdehnung des englischen Handels und Territoriums Anlass gegeben. Aber diese Arbeit der Missionen war nicht sicherer basiert als die der Kaufleute. Gelegentlich sind sie in den englischen Kolonien, z. B. im Zululand, den Eingeborenen preisgegeben worden. Natürlich trat in solchen Momenten der Wunsch hervor, Schutz im Vaterlande zu finden, und in Deutschland machte sich gleichzeitig der Gedanke geltend, dass diese deutsche Kulturarbeit besser deutschen Gebieten als fremden zu gute kommen möge. — Die Auswanderung endlich, die von 1815 bis 1880 über 3 Millionen Deutsche übers Wasser geführt hat, rief seit Mitte des Jahrhunderts immer stärker den Gedanken hervor, diese wegströmenden Massen in irgend einer Weise der Heimat zu erhalten, und so verfiel man auch von dieser Betrachtung aus auf die Forderung, Kolonien zu erwerben, in denen die Auswanderer sich ansiedeln könnten. Schon in den 40er Jahren machte ein Hamburger einen solchen allerdings vergeblichen Versuch in der Südsee, und Vorschläge sind immer wieder aufgetaucht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lange Zeit war die Erkenntnis von der Notwendigkeit deutschen Kolonialbesitzes auf wenige Kreise von Interessenten beschränkt, aber seit der deutsche Handel in den 70er Jahren jene üblen Erfahrungen machte und gleichzeitig bei der steigenden Bevölkerungszunahme und Industrialisierung ein umfangreicher Seehandel immer weniger entbehrlich wurde, erfüllten sich weitere Kreise mit dieser Ueberzeugung. Wer garantierte denn, musste man sich fragen, dass Deutschland für seine gewaltig vermehrten Industrieerzeugnisse stets Käufer fand? Die Industrie nahm ja in allen Kulturstaaten mächtig zu, und zwei Staaten, die für Deutschland ein gutes Absatzfeld bildeten, Russland und Nordamerika, bemühten sich seit den 70er Jahren, eine grosse Industrie zu schaffen und mit harten Schutzzöllen die fremden auszuschliessen. Der deutsche Handel wurde damit allmählich ganz von selbst wie das Kapital in weniger kultivierte und noch ganz unabhängige barbarische Gebiete hingedrängt, die einmal weniger aufnahmefähig und wie oben gezeigt, ein unsicherer Markt waren: Da musste der Gedanke durchdringen, die fremden Erdteile, soweit sie noch nicht besetzt waren, durch Landsleute zu kultivieren und so einen neuen und zuverlässigen Markt zu erhalten. Ferner: wer garantierte der deutschen Industrie, dass sie bei den bisherigen Verhältnissen auch immer die ihr unentbehrlichen Rohstoffe erhielt? Baumwolle z. B. bezog sie fast ausschliesslich aus Nordamerika: wie nun, wenn in Nordamerika die Baumwollindustrie so zunahm, dass sich seine Bamwollausfuhr beträchtlich verminderte? Oder wenn in Nordamerika, wie im Jahre 1860, Wirren ausbrachen, die die Produktion der Baumwolle lahmlegten? Man hatte noch in Erinnerung, welches Elend damals beim Ausbleiben der amerikanischen Baumwolle in Lancashire, dem Zentrum der englischen Baumwollindustrie, ausgebrochen war. 1860 hatte England fast 1116 Millionen Pfund Baumwolle aus Amerika erhalten, 1862 nur 6,4 Millionen; fast eine halbe Million Arbeiter wurden infolgedessen brotlos. In Deutschland musste man um 1880 im gleichen Falle ähnliche Zustände befürchten; arbeiteten doch damals schon etwa 250 000 Personen in der Baumwollindustrie, heute über 300 000. Dass sich der Wunsch regte, eigene Baumwollgebiete zu besitzen, ist gewiss verständlich. Aehnlich war es mit anderen Rohstoffen, wie Kupfer, Wolle, Holz, Häute etc. Und nachdem dieser Gedanke sich einmal durchgerungen hatte, war es natürlich, dass man bei Baumwolle nicht stehen blieb, sondern daran dachte, womöglich den gesamten auswärtigen Bedarf an Rohstoffen und Lebensmitteln selbst zu produzieren. Wozu sollte man den fremden Nationen für diese Dinge tributpflichtig sein, sollte es sich nicht ermöglichen lassen, die Auswanderer in bestimmte noch freie Gebiete der Welt zu lenken und durch sie alle diese Dinge

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

herstellen zu lassen? Dass durch die Bildung eines solchen neuen überseeischen Deutschland Wohlstand und Macht gewaltig wachsen musste, zeigte ja das Beispiel Englands.

Wie diese Ueberzeugung durch die 1882 gegründete Kolonialgesellschaft und andere Vereine verbreitet wurde, braucht hier nicht erörtert zu werden; genug, seit dem Anfang der 80er Jahre ging die Reichsregierung auf die oft geäusserten Wünsche der Händler ein, und nun bginnt die Zeit der überseeischen Erwerbungen. Sie tragen alle denselben Charakter wie die Entstehung der überseeischen Interessen: nicht die Regierung übernimmt die Führung, sondern die Privatinitiative; Händler schliessen mit unabhängigen Häuptlingen Niederlassungs- und Handelsverträge und bitten das Deutsche Reich um Schutz gegen Verletzung dieser Verträge sowohl gegen die Eingeborenen, wie gegen europäische Mächte. Die Regierung vergewissert sich, ob das betreffende Gebiet der einzelnen Fürsten noch keinen europäischen Herren hat, und sobald das festgestellt ist, gewährt sie den Schutz und sichert so das von deutschen Kaufleuten beanspruchte Gebiet vor Annexion mit ihren üblen Folgen. So ist zuerst 1884 das heutige Südwestafrika unter deutschen Schutz gestellt worden, nachdem sich der Bremer Kaufmann Lüderitz in der Bucht von Angra Pequena in deutschem Missionsgebiet angesiedelt hatte, in derselben Weise sind die meisten übrigen Besitzungen Deutschlands erworben worden. Eine Ausnahme bilden Kiautschou und die Karolinen; diese sind von Spanien gekauft, jenes von China gepachtet worden, aber in beiden Gebieten war deutscher Handel längst tätig. Ueberall ist also die Handelsflagge, an einigen Stellen, wie in Südwestafrika, auch der Missionar, vorangegangen, die Kriegsflagge ist nachgefolgt.

Aus dieser geschichtlichen Betrachtung erhellt, wie überaus töricht das oft gehörte Argument ist, dass in Deutschland kein Boden für eine Kolonialpolitik sei, dass die ganze Bewegung eine künstlich gemachte sei, dass das offizielle Deutschland die Kolonialpolitik als eine Art Sport betreibe, von der die am überseeischen Handel Interessierten, die nüchternen Hamburger und Bremer Kaufleute, nichts wissen wollten. Grade das Gegenteil ist richtig. Die eigene und fremde wirtschaftliche Entwicklung hat Deutschland in die Uebersee-Politik hineingedrängt; die Regierung hat diese Entwicklung nicht befördert, sie hat ihr vielmehr lange skeptisch gegenübergestanden und ist erst allmählich von der Unvermeidlichkeit überseeische Gebiete zu erwerben überzeugt worden. Fürst Bismarck hat selbst wiederholt gesagt, er stehe persönlich der Kolonialpolitik kühl gegenüber, aber er ordne sich der allgemeinen Zeitströmung und der Notwendigkeit unter. Wenn so die deutsche Kolonialpolitik ein Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung ist, herbeige-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

führt durch wirtsehaftliche und ideelle Momente, so ergibt sich für jeden, der einigermassen geschichtliches Verständnis hat, ein einfacher Schluss: das deutsche Volk muss in dieser Entwicklung, in die es hineingeworfen ist, aushalten; es muss sich expandieren, um die Bedingungen seiner Lebenskraft zu sichern und zu verbessern. Keine Nation entzieht sich ungestraft den Aufgaben, die ihr die Geschichte stellt.

Diese Betrachtung ergibt auch die Hohlheit eines anderen Argumentes. Wie oft ist nicht die Kolonialpolitik bekämpft worden, weil Konflikte mit anderen Mächten daraus entstehen könnten: die Reibungsflächen würden durch sie vermehrt; Deutschland, das schon in Europa von mächtigen Nachbarn umgeben sei, schaffe sich durch die Kolonialpolitik neue Nachbarn in fernen Gebieten und setze sich damit der Möglichkeit von Grenzkonflikten mit Mächten aus, mit denen es ohne Kolonien in schönster Harmonie leben könne. Viel besser sei es daher, auf die Kolonien zu verzichten und sich mit den Besitzern gut zu stellen um im Handel zugelassen zu werden. Nun, die Erfahrung zeigt, wie das befreundete England und Frankreich, mit dem Deutschland nach Bismarcks Wort zu Anfang der 80er Jahre in ausgezeichneten Beziehungen stand, mit dem deutschen Handel in ihren Kolonien umgingen. Und um Zwistigkeiten wegen überseeischer Dinge kam Deutschland auch ohne Kolonien nicht herum: es musste doch, wie oben dargelegt, seine misshandelten Kaufleute gegen die fremden Regierungen vertreten, was nicht ohne ernsthafte Differenzen abging. Grade die Erwerbung von Kolonien musste dazu beitragen, solche Konflikte wie in der Südsee zu verhindern: war erst einmal das von Deutschen erschlossene Land deutsches Reichsgebiet, dann fiel für eine fremde Macht jede Möglichkeit weg, deutsches Recht dort zu verletzen und auch in den eigenen Kolonien mussten sie den Deutschen wohlwollender begegnen, um nicht in deutschen Repressalien gegen Landsleute hervorzurufen.

Wenn so die überseeischen Besitzergreifungen einmal unvermeidlich waren, so könnte man versucht sein zu fragen: Hat nicht die Regierung zu lange gezögert mit den Erwerbungen und dadurch vortreffliche Stücke aus der Hand gegeben? Indessen hierauf ist die Antwort leicht: schwerlich konnte die Regierung viel anders handeln, denn eine solche welthistorische Entwicklung wird dem Zeitgenossen nicht sofort in allen ihren Konsequenzen klar; überdies war sie mit kontinentalen Problemen reichlich beschäftigt und die Nation begann, wie er wähnt nur allmählich die Wichtigkeit der überseeischen Dinge zu begreifen. Ohne Mitarbeit eines beträchtlichen Teils der Nation ist aber im Lande des allgemeinen Stimmrechts eine solche Wendung der Politik, wie sie in der Erwerbung überseeischen Besitzes liegt, nur mit grösster Behutsamkeit durchzuführen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bedeutung der Kolonien.

Wenden wir uns nun zu der Betrachtung der Gegenwart. Haben die Kolonien die auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllt? Haben sie die deutschen Auswanderer und das Kapital angezogen, bilden sie einen guten Markt und versorgen sie Deutschland mit Rohstoffen und Lebensmitteln?

Besiedlungsfähigkeit der deutschen Kolonien.

Es leben in unsern Gebieten, abgesehen von den Mitgliedern der Verwaltung und bewaffneten Macht, etwa 7000 Weisse, meist Deutsche, davon an 5000 in Ostafrika und Südwestafrika, die allein aus klimatischen Gründen für stärkere Besiedlung in Betracht kommen. Dies Resultat erscheint gering, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die deutsche Auswanderung im ersten Jahrzehnt der deutschen Kolonialpolitik (1884—94) über 100000 Personen, seitdem 20—30000 im jährlichen Durchschnitt betrug.

Von Sozialdemokraten ist daher das Bestreben, Siedlungskolonien anzulegen, verspottet worden: es sei eben in den Kolonien nichts zu holen, sagte Bebel am 1. Dezember 1906 im Reichstage, deshalb gingen die Auswanderer lieber in fremde Länder. Bei schärferem Hinsehen ist die niedrige Zahl der Ansiedler aber durchaus erklärlich und der Spott darüber ebenso oberflächlich, wie die grundsätzliche Opposition gegen die Kolonialpolitik überhaupt.

Die meisten Auswanderer konnten garnicht daran denken, in die deutschen Kolonien zu gehen. Denn sie waren mittellos und waren darauf angewiesen, in einem kultivierten, kapitalistisch organisierten Lande durch ihrer Hände Arbeit in industriellen oder landwirtschaftlichen Betrieben ihren Lebensunterhalt zu erwerben: die deutschen Kolonien boten aber bei der Okkupation davon so gut wie nichts; man konnte also mit Scharen mittelloser Arbeiter nichts anfangen. Als Einwanderer konnte man nur Elemente brauchen, die über ausreichendes Kapital verfügten, irgendein Geschäft zu begründen und sich die ersten Versuchsjahre hindurch über Wasser zu halten. Dass von diesen Auswanderern ebenfalls wenig die deutschen Kolonien wählten, ist leicht verständlich: denn in kultivierten Ländern, wie Nordamerika, selbst in Südamerika, finden sie für ihre Arbeitskraft und ihr Geld einen vorbereiteten Boden, in Deutschafrika ist das Risiko und die Mühe weit grösser; man muss erst ausprobieren, welche Arbeit für das noch unbekannte Land passt, muss also auf Fehlschläge und langsamere Er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

träge gefasst sein. Solche Aufgaben reizen wohl energische Naturen, schrecken aber den Durchschnitt ab, der nach dem grösstmöglichen Gewinn auf die möglichst bequeme Weise strebt.

Niemals haben sich Ansiedlungskolonien schneller entwickelt. Das erfuhren bei Beginn ihrer Kolonisation die Engländer in Amerika. Virginien, das zum ersten Male 1584 besucht und seit 1605 systematisch zu besiedeln begonnen wurde, hatte erst nach 20 Jahren einen Stamm von ca. 1000 Bewohnern, die notdürftig ihren Lebensunterhalt fanden. Erst eine Generation später ging es schneller mit dem Wachstum. Aehnlich, zum Teil noch langsamer, entwickelten sich die übrigen europäischen Ansiedlungen in der heutigen Union. Und noch deutlicher zeigt sich die Notwendigkeit langsamen Aufsteigens in dem unserem Südwestafrika benachbarten und sehr ähnlichen Südafrika. Obgleich es hier in der Nähe der ersten Ansiedlung Vieh und Wild in Fülle gab und europäische Gewächse vortrefflich gediehen, übte auch diese Kolonie ursprünglich wenig Anziehungskraft aus, weil die meisten holländischen Answanderer — ganz wie heute die deutschen — lieber nach den kultivierten Gegenden, wie Ostindien, gingen. Daher zählte das Kapland im Jahre 1806, als die Engländer es annektierten, 150 Jahre nach der ersten Okkupation, nur ca. 26000 Weisse, und auch nach der englischen Besitznahme ging die weitere Besiedlung ein halbes Jahrhundert lang langsam, bis sie dann rapide einsetzte.

Wenn auch in der modernen Zeit mit den gesteigerten Verkehrsmitteln die Entwicklung schneller vor sich gehen wird, als vor 2—300 Jahren, so erkennt man doch aus diesen Beispielen, dass ein Menschenalter vergehen muss, ehe eine starke Ansiedlung auf ganz unvorbereitetem Boden existieren kann. Da diese Erkenntnis stets wenig verbreitet gewesen ist, so sind Enttäuschungen bei jeder Koloniegründung unvermeidlich: jeder malt sich seine Zukunft in dem unbekannten Lande nach seiner subjektiven Phantasie und Urteilskraft aus. Die ersten Ansiedler in Virginia suchten zum Teil Gold und Silber und fanden statt dessen einen harten, erst urbar zu machenden Boden, auch manche, deren Ansprüche bescheidener waren, liessen sich davon abschrecken; vielfach kehrten sie nach Hause zurück, und zeitweilig liess die öffentliche Meinung Englands kein gutes Haar an dem ganzen amerikanischen Kontinent; man gedachte seiner nur mit Spott. Und nicht anders erging es mit Südafrika. Viele der ersten Anpflanzungen misslangen, nur mit Wein glückte es zunächst, aber Abnahme fand man in Europa auch kaum, weil der Wein einen unangenehmen Beigeschmack hatte. Wenn das damalige Holland Sozialdemokraten gehabt hätte, wie würden diese wohl gespottet haben über eine Kolonie, die solchen Wein nach Europa schickte! Sie würden sofort vorge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlagen haben, das wertlose Objekt an die Engländer zu verkaufen. Die Niederländer hielten jedoch das Kap fest und ihre Nachfolger, die Engländer, dehnten den Besitz allmählich aus, obgleich wiederholt gewichtige Stimmen, u. a. von Ministern und Gouverneuren der Kapkolonie, weiteren Annexionen im Hinterlande widersprachen, weil das Land wertlos sei und bei weitem nicht die Kosten der unvermeidlichen Kaffernkriege lohne. Wie sich diese Ausdauer belohnt hat, zeigt der heutige Zustand, Südafrika zählt heute 1 Million Weisse und seine wirtschaftliche Bedeutung mit einem Aussenhandel von $1^1/_2$ Milliarden wird uns noch öfter beschäftigen.

Weiter aber: Beruhen nicht alle diese geschichtlichen Vergleiche auf einer Selbsttäuschung? Ist überhaupt nachgewiesen, dass in unsern Kolonien brauchbares Ansiedlungsland vorhanden ist? Abfällige Urteile, besonders über Südwest-Afrika, sind ja nicht selten.

Was von den Urteilen enttäuschter Kolonisten oder Besucher zu halten ist, haben wir oben gesehen. Solchen Urteilen stehen zahlreiche günstige gegenüber, z. B. versichert der ehemalige kaiserliche Ansiedlungskommissar Dr. Rohrbach, der Südwest-Afrika und Englisch-Südafrika in dreijährigem Aufenthalt kennen gelernt hat, dass ein grosser Teil von Südwest sich besser zu Ansiedelungen eigne als viele Teile Südafrikas, wo die Buren blühende Bauernschaften geschaffen haben. Denn der Regenfall ist in Südwest zum Teil reichlicher als in Südafrika, während der Boden im übrigen derselbe ist. Wird nun noch durch künstliche Brunnen, Staudämme und sonstige Anlagen für Wasser gesorgt, so können grosse, heute wüste liegende Strecken von Farmern besiedelt werden. Dass die Möglichkeit vorhanden ist, durch Farmbetrieb nicht nur sein Auskommen zu finden, sondern reichlich zu verdienen, wird durch mehrere Beispiele erwiesen. Das Material, das Farmer und Sachverständige der Budgetkommission des Reichstags anfang Dezember vorlegten, veranlasste den Abg. Spahn, den Führer der Mehrheit vom 13. Dezemb., zu dem Eingeständnis, dass man sich bisher eine zu ungünstige Meinung von Südwestafrika gebildet habe. Ungewiss ist noch die Frage, ob der Hauptteil des ansiedlungsfähigen Afrika sich für Grosssiedelungen mit Viehzucht oder für Kleinsiedelungen mit Ackerbau als Hauptnahrungsmittel eignet, aber alle Sachverständigen sind darin einig, dass allmählich auch die Distrikte, die sich vorläufig nur für Viehzucht und extensiven Betrieb eignen, bei steigender Kultur allmählich auch intensiver bewirtschaftet werden und einer grösseren Zahl Landwirten Unterhalt gewähren können.

Der Umfang des zur Besiedelung geeigneten Gebietes mag in Südwestafrika gleich Deutschland sein, in Ostafrika schwanken die Berechnungen zwischen einem Umfang wie Preussen und einem wie Süd-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutschland, wobei aber für einen grossen Teil auf bäuerliche Ansiedlung gerechnet werden kann.

Bisher haben wir nur die Ansiedler im Auge gehabt, die von der Landwirtschaft leben. Vollends unberechenbar ist aber die Zahl derer, die durch Bergbau und verwandte Industrien Beschäftigung finden können. Dass mineralische Bodenschätze reichlich vorhanden sind, ist kein Zweifel: Kupfer, Kohle, vielleicht auch Gold in Südwest, Kohle, Kupfer in Ostafrika, vermutlich auch Petroleum in Kamerun. Was der Abbau von Minen für eine Kolonie bedeutet, zeigt wieder Südafrika: zur Zeit der Auffindung der ersten Diamanten (1867) zählte Kapland 182 000 Weisse, 1891 gegen 380 000; 1867 hatten die Staatseinnahmen etwa 17 Millionen Mk. betragen, 1886 waren sie auf 67, 1897 auf 145 Millionen gestiegen. Es liegt auf der Hand, dass eine solche Konsumentenbevölkerung die Umwandlung der Grossfarmer in Kleinfarmer begünstigen muss, und man kann sich vorstellen, welche Gewinne die alten Ansiedler an dieser Zunahme der Industriebevölkerung machen können.

Alle diese günstigen Bedingungen für die Entwicklung sind in unsern beiden Siedlungskolonien vorhanden, denn Bergbau und Landwirtschaft können Hand in Hand gehen wie in der Kapkolonie, die Bedingungen sind vielleicht günstiger, weil das besiedelungsfähige Areal grösser ist und wie oben erwähnt die klimatischen Bedingungen vielfach besser sind.

Trotz der Urteile weitaus der meisten neueren Sachverständigen behauptet der „Vorwärts“, dass Südwestafrika eine hoffnungslose Sandwüste und nicht mit der Kapkolonie zu vergleichen sei: denn die Bevölkerungsdichtigkeit sei in Südafrika viel grösser: in der Kapkolonie 1 825 000 Schwarze und 580 000 Weisse auf 495 000 Quadratkilometern, in Deutsch-Südwestafrika 200 000 Eingeborene auf 823 000 Quadratkilometern. — Diese bequeme Beweisführung hat vergessen festzustellen, ob nicht etwa vor der Besitznahme des Kaplandes durch die Europäer die schwarze Bevölkerung dort ebenso schwach war wie heute in Südwest und ob sie nicht infolge der Kulturtätigkeit der Weissen bedeutend gewachsen ist. Dies ist allerdings der Fall, denn für die Eingeborenen ist vieles Land „hoffnungslose Wüste“, das der Europäer mit den Mitteln seiner Technik in Acker oder Weide umwandeln kann; diese Kulturtätigkeit haben Engländer und Holländer ausgeübt und so die Vermehrung der Schwarzen — trotz zahlreicher Kriege — ermöglicht. Daher wird nach 100 jähriger Arbeit der Deutschen die Bevölkerungszahl ebenfalls gewachsen sein. — Von der Besiedelungsfähigkeit ostafrikanischer Flächen scheint die sozialdemokratische Partei nichts zu wissen. Noch schöner ist aber die Argumentation gegen die Zukunft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unserer Siedlungsländer im sozialdemokratischen Handbuch: „Ansässig sind denn auch heute in den gesamten Kolonien nur rund 6000 Deutsche, sämtliche Beamte, aber nicht die Schutztruppen in Südwestafrika, eingerechnet. Dabei umfassen sie ein Gebiet von 2 658 000 Quadratkilometer, sind also nahezu fünfmal so gross als das Deutsche Reich. Es wohnen in diesem riesigen Gebiete aber nur 12½ Millionen Eingeborene."

Ein englischer Sozialdemokrat vor 300 Jahren hätte 20 Jahre nach der ersten Ansiedlung in Nordamerika mit ebensoviel Recht und Verstand die Besiedlungsfähigkeit Nordamerikas ablehnen können, weil nur 1—2000 Engländer dort ansässig seien, und in dem riesigen Gebiete, das 40 mal so gross als Grossbritannien sei, nur 1 Million Eingeborene wohne.

Kolonien, Kapital und Finanzen.

Wenn so die deutsche Auswanderung erst in geringen, aber durchaus normalen Anfängen ihren Weg nach den deutschen Kolonien genommen hat: hat dann das deutsche Kapital in ebenso befriedigender Weise sich an der Erschliessung des neuen Landes beteiligt?

Hierauf gibt die beste Auskunft die dem Reichstag durch den Kolonialdirektor amtlich vorgelegte Denkschrift. Die Objektivität der darin enthaltenen Berechnungen ist unanfechtbar, denn die meisten Mitarbeiter der Denkschrift sind nicht etwa Beamte, sondern unabhängige Gelehrte und Fachmänner, denen das amtliche und vieles vortreffliche Privatmaterial — persönliche Mitteilungen und Geschäftspapiere aller Art — zur Verfügung gestellt worden ist.

Hiernach beträgt die Gesamtsumme, die bisher in den Kolonien arbeitet, 370 Mill. Mark. Davon entfallen auf das Reich 70 Millionen, auf Privatunternehmungen in den Kolonien 230, auf den Verkehr zwischen Kolonie und Mutterland 70 Millionen. Dazu kommt dann noch das ausländische unberechenbare Kapital. Es ist eine beträchtliche Summe, wenn man erwägt, dass das deutsche Kapital in China ebenfalls nicht über 350 Millionen beträgt: gewiss ein Zeichen von dem Vertrauen, das die Geldbesitzer auf die Zukunft der Kolonien hegen und ein Zeichen, dass das deutsche Kapital neue Arbeitsgebiete nötig hat. Und zum Teil hat sich das Vertrauen bereits belohnt. Etwa 190 Millionen des Privatkapitals beginnen bereits grössere oder geringere Renten abzuwerfen, 160 sind in der Entwicklung begriffen: ebenfalls ein gutes Zeichen für die Fruchtbarkeit der Kolonien, da ja, wie ausgeführt, die meisten Anlagen von Grund aus gemacht, also hohe Anlagekosten ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zinst werden müssen. Aehnlich ist es mit den Anlagen des Fiskus in den Kolonien, die namentlich in Strassen, Eisenbahnen, Häfen u. dgl. bestehen; auch sie sind nicht etwa totes Kapital, sondern beginnen allmählich, wenn auch langsamer als das Privatkapital, zu rentieren.

Eine Widerlegung dieser Berechnungen ist garnicht versucht worden, auch das sozialdemokratische Handbuch zieht es vor, sie totzuschweigen und sich mit einer Entstellung daran vorbei zu drücken.

„Der neue Kolonialdirektor, Herr Dernburg, schreibt es, hat nach der Methode blutigster Gründungsprospekte sein Amt mit einer Inventur angetreten, in der er als Wert der Kolonie für Deutschland eine Summe von rund einer Milliarde (1000 Millionen Mark) zusammengerechnet hat."

Kein Leser, der die Denkschrift nicht kennt, kann sich hiernach eine Vorstellung machen, was die Milliarde bedeutet. An der betr. Stelle der Denkschrift ist ausgerechnet, dass der Gesamtwert aller derjenigen wirtschaftlichen Potenzen, die heute in den Kolonien für den Export produzieren, wie deutsches und ausländisches Kapital, Wert des Grund und Bodens, der Häuser, Wegeanlagen etc., des Besitzes der produzierenden Eingeborenen u. dgl. — dass alles das zusammen etwa eine Milliarde Wert hat, und dass dieser Wert sich bedeutend erhöhen wird, wenn erst die Produktion vergrössert und intensiver geworden ist. Ob die Milliardenberechnung auf Heller und Pfennig zutrifft, ist natürlich nicht mit Sicherheit zu sagen, da manche Produktionswerte wie das Besitztum und die Arbeitskraft der Eingeborenen, nur zu schätzen und nicht zu berechnen sind: so viel steht fest, dass der Wert der für den Export arbeitenden Grössen schon ein ausserordentlich hoher ist.

Bei der Betrachtung dieser finanziellen Fragen wollen wir gleich eines Argumentes der Gegner gedenken, das hiermit zusammenhängt. Es ist bekannt, dass die Kolonien bisher ihre Kosten für Verwaltung, Verteidigung, Verkehrsmittel etc. — abgesehen von Togo — noch nicht durch eigene Einnahmen, wie Steuern und Zölle, decken können, dass das Reich einen Zuschuss dazu leisten muss. An solchen Zuschüssen sind bisher vom Deutschen Reiche bezahlt ca. 700 Millionen Mark. Haben die Gegner nun Recht, wenn sie behaupten, dass die Kolonien ein kostspieliger Luxus seien, dass sie nie einbringen könnten, was sie kosteten, dass das Reich nie auf Verzinsung der Anlagekosten rechnen dürfe? Warum lege das Reich das Geld der Steuerzahler nicht lieber daheim in nutzbringenden Werten an?

Solchen Fragen liegt die falsche Vorstellung zu grunde, dass jede fiskalische Anlage nach Art einer Privatunternehmung notwendig aus sich heraus eine direkte Verzinsung bringen müsse, um als rentabel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und nutzbringend zu gelten. Aber jeder sollte wissen, dass der Staat im Interesse der Nation gewisse, anscheinend sterile oder wenig fruchtbare Anlagen machen muss; z. B. baut Preussen gewaltige Kanäle und zahlreiche Lokalbahnen, die sich garnicht oder nur wenig verzinsen: dennoch werden diese Bauten ausgeführt, weil sie die Produktion und das gesamte wirtschaftliche Leben fördern und so indirekt durch Hebung des Nationalwohlstandes auch den Staatsfinanzen zu gute kommen. Genau so ist es mit den Zuschüssen für die Kolonien. Da die Kolonien, wie oben dargelegt, zur Hebung und Sicherung der Nationalwirtschaft bestimmt sind, so kann das Reich diese 700 und andere Millionen opfern: blühen die Kolonien empor, so müssen sie durch Bereicherung der deutschen Steuerzahler auch dem Reichsfiskus zu gute kommen.

Freilich heisst es bei den Gegnern weiter: Diese indirekte Verzinsung kommt zu spät, um noch als gutes Geschäft gelten zu können; ehe die Kolonien entwickelt sind und unserer Volkswirtschaft nützen, sind unsere Finanzen darüber zerrüttet oder andere wichtige Aufgaben sind darüber versäumt worden. Mit einem Wort: wir sind nicht reich genug, diese Zuschüsse zu leisten und müssen daher auf das Kolonisieren verzichten. — Wer unserm Gedankengang von Anfang an gefolgt ist, wird ohne weiteres einsehen, dass dies die entsetzlichste Perspektive wäre, die man dem deutschen Volke zeigen könne: die Kolonisation ist nötig für die Sicherung der deutschen Lebenskraft, für die Sicherung ihrer Ernährung; und nun soll die Nation wegen Mangel an Geld auf dieses Mittel verzichten! Das hiesse, ihr die beste Gelegenheit zur Ausbreitung nehmen; ihr verwehren, anderen grossen Nationen, die in besserer Lage sind, ebenbürtig zu bleiben; ihr prophezeien, dass sie früher oder später von den stärkeren Rivalen unterjocht werden und ihre ganze nationale Kultur einbüssen müsse. Es leuchtet ein, dass eine Nation in solcher Lage die schwersten Anstrengungen machen muss, sich die grössten Entbehrungen auferlegen muss, um die Kosten für das Rettungsmittel der Kolonisation aufzubringen. Aber solche enormen Anstrengungen sind für Deutschland gar nicht nötig: Deutschland fühlt die Last kaum, die ihr die Kolonien vorläufig auferlegen. Denn nicht ein armes, sondern ein reiches Land ist Deutschland, und jener Pessimismus ist gänzlich ungerechtfertigt. Die Geschichte des letzten Menschenalters beweist es deutlich: In den 22 Jahren, die wir die Kolonien besitzen, hat sich nach allgemein anerkannten Berechnungen — auch Herr Erzberger erkennt sie als richtig an („Nordd. Allg. Ztg." 12. Januar) — das deutsche Nationalvermögen um 30 000 Millionen vermehrt. Die Ausgaben für die Kolonien betragen also etwa 2 % von dem Zu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wachs des deutschen Nationalreichtums während der Zeit der Ausgabenbestreitung. Die Sparanlagen des deutschen Volkes in den öffentlichen Sparkassen betragen zurzeit jährlich etwa 700 Millionen Mark, und die derzeitigen Einlagen in diesen Sparkassen etwa 13000 Millionen. Es betragen also die gesamten Ausgaben für unsere Kolonien in 22 Jahren nicht mehr, als der weniger bemittelte Teil unseres Volkes in einem Jahre zurückgelegt hat, und durchschnittlich aufs Jahr gerechnet, weniger als ein Viertel vom Hundert des Sparkassenvermögens. Und nun bringe man erst die Gesamtauslagen für die Kolonien mit dem gesamten Nationalvermögen in Vergleich. Dieses Nationalvermögen hat man schon vor 10 Jahren auf etwa 150 Milliarden Mark angesetzt, die Ausgaben für die Kolonien in 22 Jahren sind davon $^1/_2$ %. Von jeder Mark deutschen Nationalvermögens ist in der ganzen Zeit unseres Besitzstandes $^1/_2$ Pfg. in unsere Kolonien gegangen. Wer sich diese Ziffern vor Augen hält, kann nicht sagen, dass die Anforderungen, die unser kolonialer Besitz an uns stellt, solche sind, die die deutsche Nation nicht gern und freudig leisten könnte. (Nach der Rede des Kolonialdirektors am 8. I.)

Es ist um so mehr unsere Pflicht, die sich langsam verzinsenden kolonialen Anlagen jetzt zu machen, wo wir es ohne Schwierigkeit können, als wir nicht wissen, ob wir es in Zukunft mit gleicher Leichtigkeit können werden. Niemand kann voraussehen, ob sich in Zukunft nicht unsere wirtschaftliche und finanzielle Lage durch irgend welche Ereignisse verschlechtern wird: tritt eine solche Krisis ein, so können bis dahin die heute gepflanzten Keime in den Kolonien gereift sein und die Krisis überwinden helfen; versäumen wir es heute, so wird es in einer solchen Krisis völlig unmöglich sein, das Versäumte nachzuholen. Und die Folgen für Deutschland mag sich jeder selbst ausmalen.

Unsere Kolonien als Lieferanten und Käufer.

Haben die Kolonien bereits in der Versorgung des Mutterlandes mit Lebensmitteln und Rohstoffen etwas geleistet? und was ist weiter darin von ihnen zu erwarten? Die erste Frage ist zum Teil schon durch das vorhergehende beantwortet: europäische Lebensmittel können naturgemäss für den Export in grösserem Massstabe nur von europäischen Ansiedlungen produziert werden, und da diese erst in den Anfängen begriffen sind, haben die Kolonien noch nichts hierin leisten können. Dass aber für die Zukunft durch die ausgedehnte Viehzucht etwas zu erwarten ist, zeigt die Vergangenheit von Südwestafrika,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Man könnte einwenden, dass nicht diese Beispiele einer langsamen Entwicklung massgebend seien für unsere Kolonien, sondern andere, die zu schnelleren Erfolgen führten, wie z. B. die Geschichte der holländischen ostindischen Kompagnie, deren Geschäfte von Anfang an überaus gewinnreich waren. Denn diese arbeitete unter anderen Verhältnissen als wir in Afrika: die Niederländer kamen als bewaffnete Kaufleute in ein reiches, kultiviertes Land, kauften den Indern ihre fertigen Produkte ab, oder nahmen sie weg und verhandelten sie nach Europa: sie brauchten also nicht erst die Waren, wie wir heute in Afrika, zum grössten Teile zu erzeugen. Ueberdies waren sie fast die Alleinbesitzer dieses Handels, konnten also die Preise beim Ein- und Verkauf bestimmen. Sie waren in Indien vor 300 Jahren fast ausschliesslich Kaufleute, die Deutschen müssen zugleich Kultivatoren sein. Wenn wir uns mit dem, was die Schwarzen durch Raubbau liefern, begnügen und überdies nach dem Muster der Holländer des 17. Jahrhunderts die fremden Konkurrenten mit den Waffen ausschliessen wollten, könnten einige Händler schnell grosse Gewinne machen; da wir aber nicht nur wenige Interessenten bereichern, sondern den nationalen Wohlstand durch reichliche überseeische Zufuhr heben wollen, ohne jeden wirtschaftlichen Konkurrenten mit Gewalt niederzuschlagen, müssen wir schon die Kosten der kulturellen Hebung des barbarischen Gebietes tragen und Geduld haben, bis die Früchte der selbst gepflanzten Anlagen reifen.

Bilden die Kolonien einen guten Abnehmer deutscher Waren?

Auch diese Frage ist nach dem vorangehenden leicht zu beantworten. Da vorläufig nur wenige Europäer in den Schutzgebieten leben und die Masse der Eingeborenen weder grossen Bedarf an europäischen Waren, noch Mittel, sie zu bezahlen hat, kann der Export des Mutterlandes nach den Kolonien (ausser Kiautschau) wie ihr Export nur gering sein: 60—70 Millionen Mark betrug er im Jahre 1905. Aber die Exportzahlen zeigen, wie die Kolonien überhaupt, eine aufsteigende Entwicklung, denn im Jahre 1898 betrugen sie 30,5 im Jahre 1903 41 Millionen. Es ist daher überaus billig, wie es das sozialdemokratische Handbuch tut, diese Geringfügigkeit des deutschen Kolonialhandels zu verspotten: es ist ungefähr dasselbe, wie wenn man von einem 10jährigen Kinde die Arbeitsleistung eines erwachsenen Mannes verlangen wollte. Künftige Arbeitergeschlechter könnten ihre Vorfahren verfluchen, wenn diese heute die Vernachlässigung des Kolonialkindes erzwängen und so ihre Nachkommen in Gefahr brächten wegen Mangel an Absatz und Rohmaterial die Arbeit zu verlieren. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mittel zur Entwicklung der Kolonien.

Sind wir uns jetzt klar, dass wir kolonisieren müssen, und dass die äusseren Bedingungen des Erfolges gegeben sind, so betrachten wir noch kurz die Hauptmittel, die zur Nutzbarmachung der Kolonien dienen müssen. Dreierlei gehört dazu: Schutz von Leben und Eigentum der Europäer und Eingeborenen, Anlegung von Verkehrsmitteln, Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit und zu europäischen Bedürfnissen. Es springt in die Augen, dass diese drei Momente in engster innerer Verbindung mit einander stehen. Ohne Verkehrsmittel kann auch eine starke Truppenmacht in den weiten Gebieten Afrikas die Ruhe nicht sichern; mit guten Strassen und Eisenbahnen kann diese Aufgabe eine viel geringere Macht übernehmen. Was Verkehrsmittel für die Produktion bedeuten, braucht man modernen Menschen nicht mehr auseinanderzusetzen. Kultivierte Eingeborene endlich, die etwas erarbeitet haben, werden sich vielmehr bedenken, ihre Habe durch Krieg und Aufstand aufs Spiel zu setzen, als arme und rohe Naturvölker.

Wiederum mögen einige historische Beispiele diese Sätze beweisen. Im Kaplande und Südafrika wurden, sobald man nach dem Auffinden der Diamanten energische Kultivierung des Landes beschlossen hatte, sogleich für mehrere 100 Millionen Mk. Eisenbahnen gebaut: 1873 hatte die Kapkolonie Eisenbahnen von 64 englischen Meilen 1885 von 1599, 1895 von 2500 Meilen, Natal hatte 1875 5 Meilen, 1885 174 Meilen Eisenbahn. Die gewaltige Entwicklung, die Südafrika seitdem nahm, ist bekannt.

In Algier wurden nach dem grossen Aufstande der Jahre 1854 bis 1857 sogleich Eisenbahnen gebaut; seitdem hielten die Kabylen Ruhe, und der Aussenhandel Algiers, der 1850 83 Millionen Franks betragen hatte, stieg 1860 auf über 157. Aehnlich war es in den siebziger Jahren: als die Kabylen unter dem Eindruck der Niederlage Frankreichs im Jahre 1870 noch einmal eine Insurrektion gewagt hatten, folgte nach der Niederwerfung abermals ein Strassen- und Bahnbau mit demselben Erfolge. Und das Verhältnis zwischen Eisenbahn und Produktion: Die Ugandabahn in der englischen Nachbarkolonie unseres Ostafrika hob binnen einem Jahre die Ausfuhr an Erdnüssen, Fellen, Häuten, Kartoffeln und sonstigen Feldfrüchten in einem Jahre um 3222 Tonnen. Man sieht, wie ohne die Bahn entweder weniger produziert oder viel verdorben wäre. Wie unendlich falsch ist die Politik, mit der Herstellung von Verkehrsmitteln zu warten, bis sich Verkehr zeigt; umgekehrt: die Verkehrsmittel erzeugen wirtschaftliche Werte, wo nur irgend die natürlichen Bedingungen dafür vorhanden sind, und damit den Verkehr.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dass in der Erschliessung unserer Kolonien durch Strassen und Eisenbahnen bisher zu wenig geschehen ist, ist allbekannt. Wir hatten in Ostafrika nur 97 Kilometer im Jahr 1906 im Betrieb, in Togo 167 Kilometer, in Südwest etwa 380, und endlich in Kamerun sind erst vor kurzem Bahnbauten begonnen worden, nachdem es grosse Mühe gekostet hatte, die Bewilligung im Reichstage durchzusetzen. Und nun erinnere man sich an die oben gegebenen Handelszahlen unserer Kolonien: also trotz dieser Vernachlässigung eines der eminentesten Förderungsmittel hat sich ihre wirtschaftliche Bedeutung fortwährend gehoben: wieviel mehr darf man erwarten von einer grosszügigen Verkehrspolitik nach englischem oder französischem Muster. Um endlich den Wert der Verkehrsmittel an einem negativen Beispiel zu erweisen, braucht man nur Spanien zu nennen. Dadurch, dass Spanien die Belebung des Verkehrs systematisch vernachlässigte, hat es von seinen Kolonien nicht den Nutzen gehabt, den es hätte haben können, und hat sie durch diese Misshandlung schliesslich zum Abfall getrieben.

Noch ein Wort über die Erziehung der Eingeborenen zu europäischen Bedürfnissen und zu wirklich fruchtbringender, rationeller Arbeit. Dass dies eine Grundfrage für unsere Kolonialpolitik ist, ist klar, da wir bei der Natur unserer Kolonien wesentlich auf ihre Arbeit und ihren Konsum angewiesen sind. Dass eine solche Erziehung möglich ist, ist längst bewiesen. Der Export aus Europa nach dem schwarzen Erdteil steigt ja alljährlich, zahlreiche Neger arbeiten in grossen Plantagen unter europäischer Leitung, an einigen Stellen haben sie sogar gelernt, ihre Produktion in selbständigen kleinen Betrieben zu verbessern und für den Weltmarkt bedeutsam zu machen. An der englischen Goldküste z. B. betreiben sie den Kakaobau selbständig und haben ihren Export binnen 5 Jahren (1897—1902) von 81 auf 2437 Tonnen gehoben. Im französischen Senegal, wo die Erdnusskultur ebenso betrieben wird, stieg der Export dieser Erdnuss in derselben Zeit von 8,3 Millionen auf 34 Millionen Franks. Selbstverständlich ist für Ungeduldige wieder zu betonen, dass solche Erziehungsresultate nur langsam zu erreichen sind. Am schnellsten wird man Erfolge erzielen, wenn man, wie in jenen beiden Kolonien, an altgewohnte Kulturen, die die Neger von jeher für ihren eigenen Konsum gepflegt haben, anknüpfen kann, und dafür liegen die Bedingungen in unseren Kolonien vielfach günstig. In Ostafrika ist Sesam- und Erdnusskultur seit alter Zeit heimisch, in Togo und Ostafrika ist auch Baumwollenkultur in manchen Distrikten bekannt.

Wir haben also hier schon vorhandene Keime zu entwickeln, ebenso in Südwest- und Ostafrika in der Viehzucht.

Abgesehen von diesem wirtschaftlichen Moment der Erziehung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Beherrschung des Negers hat diese Aufgabe eine enorme politische Bedeutung. Eine Aufgabe solcher Art, sich in ein fremdes Volkstum zu versenken, muss den Gesichtskreis der Nation ungeheuer erweitern, neue Talente hervorbringen und die gesamte Lebensauffassung vertiefen, insbesondere die politische Befähigung, die Fähigkeit zu disponieren und zu herrschen, bedeutend vergrössern. Was verdankt nicht England gerade hierin seinen Kolonien, insbesondere Indien; es dürfte wenig Engländer geben, die nicht in der Kolonialpolitik die Schule ihrer grossen Staatsmänner erblickten. Das Selbstbewusstsein, die Sicherheit des Auftretens, der grosse Zug im Handeln, was man am Engländer rühmt, alles das verdankt er wesentlich seiner 200jährigen kolonialpolitischen Schulung.

Kolonialskandale.

Wenn so die absolute Möglichkeit für die Erziehung der Eingeborenen und damit für ein wirtschaftliches Aufsteigen unserer Kolonien erwiesen ist, so fragt es sich noch: Haben wir die Fähigkeiten, diese Aufgabe zu erfüllen? Wie bekannt, setzen gerade an diesem Punkte die Gegner am liebsten ein und bemühen sich, den Deutschen jede Fähigkeit zu kolonisieren und die Eingeborenen rationell zu behandeln, abzustreiten. Den Beweis sehen sie in den sogen. „Kolonialskandalen", den Misshandlungen von Eingeborenen, willkürlichen Hinrichtungen und sonstigen Ausschreitungen. Weisse, die derartiger Schandtaten fähig seien, könnten unmöglich als Erzieher auftreten. — Dass empörende Ausschreitungen vorgekommen sind, bestreitet niemand, und ebenso widerspricht kein gerecht Denkender, dass sie streng bestraft werden. Aber nimmermehr können solche Fälle eine angebliche kolonisatorische Unfähigkeit beweisen. Zunächst ist die Zahl solcher Vorkommnisse im Verhältnis zur Zahl der Weissen in den deutschen Kolonien gering, denn nicht alle Vorwürfe, die in Parlament und Presse laut werden, sind begründet. Ein krasses Beispiel hierfür haben wir erst kürzlich erlebt. Nach dem Abg. Roeren sollte der Bezirkshauptmann Kersting in Togo die abscheulichsten Dinge begangen haben: bei näherer Prüfung der Beschuldigungen stellten sie sich als unbeweisbar und grundlos heraus. So wird es wohl mit manchen anderen Beschuldigungen ebenfalls stehen, wo eine Nachprüfung nicht möglich ist. Aber selbst wenn alle die Schauernachrichten, mit denen die Gegner die öffentliche Meinung einnehmen wollen, sämtlich wahr wären, so wäre damit nichts für die deutsche Unfähigkeit, zu kolonisieren, bewiesen, sondern nur, dass sich in den speziellen Fällen ungeeignete Elemente im Kolonisieren versucht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben: und es wäre gewiss keine unüberwindliche Schwierigkeit, geeignete Elemente unter den Deutschen zu finden. Nach solchen Einzelfällen die kolonisatorische Fähigkeit einer Nation zu beurteilen, wäre ebenso ungereimt, als wenn man nach einigen Dutzend eklatanter Kriminalfälle die Moralität einer ganzen Nation beurteilen wollte. Dass solche Uebelstände zu beseitigen sind, lehrt ja die konstante Abnahme der Misshandlungen in der Armee. Die Gegner, die fortwährend die Kolonialskandale im Munde führen, vergessen übrigens die Gegenseite vollständig: sie verschweigen, dass es auch Fälle gibt, wo die Weissen den Schwarzen Aufopferung und Nächstenliebe bewiesen haben. Z. B. behauptete Abg. Bebel im letzten Reichstag, dass Carl Peters und Tiedemann einen verschmachtenden Schwarzen auf dem Marsch liegen gelassen und dem barbarischen Feinde zur Abschlachtung preisgegeben hätten: tatsächlich haben vielmehr die beiden Expeditionsführer den kranken Mann unter eigener Lebensgefahr zu retten versucht; er ist auch nicht in die Hände der Feinde gefallen, sondern inmitten seiner Leute trotz sorgsamer Pflege gestorben. Es ist mit der Kolonisation nichts anderes, als mit jeder anderen menschlichen Tätigkeit, die die Einsetzung der ganzen Kraft verlangt. Sie entfesselt alle menschlichen Triebe, die guten wie die schlechten, und es ist Sache der nationalen und individuellen Erziehung, den guten den Sieg zu verschaffen.

Wenn Ausschreitungen Einzelner, ja Barbareien von Behörden und ganzen Bevölkerungsschichten ein Beweis gegen koloniale Fähigkeiten wären, so würde überhaupt kein Volk Europas kolonisieren können, denn solche Fälle sind überall vorgekommen und kommen auch heute noch bei den geübtesten Kolonialvölkern vor. Wie schwer die Engländer mit den Eingeborenen Südafrikas fertig geworden sind, erhellt aus den Beilagen; die Holländer haben in Ostindien im 17. Jahrhundert rücksichtslos Kulturen zerstört, die ihren Spekulationen schädlich waren; in Südafrika haben sie die Kaffern mit grosser Grausamkeit behandelt und gewaltige Aufstände dadurch heraufbeschworen; die Franzosen haben in Algier ganze Stämme schonungslos ausplündern und einmal in einer Höhle Hunderte von Kabylen ersticken lassen: dennoch haben sich die Eingeborenen allmählich an ihre Herrschaft gewöhnt und haben durch Produktion und Konsumtion den Wohlstand der Europäer und ihren eigenen vermehrt. Grosse Aufgaben werden eben nicht gelöst ohne Fehlgriffe im Anfang, und die Fehlgriffe, die sich die Deutschen haben zu schulden kommen lassen, sind weit geringer als die der anderen Nationen: kein Vorgang in den deutschen Kolonien lässt sich mit den grossen Metzeleien unter Kabylen und Kaffern vergleichen. Wir dürfen also hoffen, solche Kinderkrankheiten der Kolonisation leichter als die übrigen Völker zu überwinden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da so die Beweiskraft der Kolonialskandale in nichts zerfällt, so ist auch die weitere darangeknüpfte Behauptung hinfällig, dass sich in Kolonien, wo derartige Dinge passierten, gedeihliche Zustände überhaupt nicht eintreten könnten. Wer sich durch das obige noch nicht hat überzeugen lassen, möge einen Blick auf die Geschichte Australiens werfen. In Neusüdwales waren die ersten Kolonisten zum weitaus grössten Teile Sträflinge, Menschen vom niedrigsten moralischen Niveau, Mörder, Betrüger u. s. w., und ihre Schandtaten in der Kolonie hätten in deutschen Schutzgebieten jeden ins Zuchthaus oder aufs Schaffott geführt. In Neusüdwales war die Regierung nicht imstande, ihren Rohheiten Zügel anzulegen: förmliche Eingeborenenjagden, bei denen die Eingeborenen ausgerottet worden sind, wurden organisiert; Mord und Totschlag unter den Kolonisten waren an der Tagesordnung, grösste Unredlichkeit der Behörden selbstverständlich, die Trunksucht allgemein. Man sieht, auch das alte Kolonialvolk der Engländer hat nach 200jähriger Praxis sich einen schweren Fehlgriff zu Schulden kommen lassen. Trotz allem hat diese Verbrechergesellschaft den Grund zur wirtschaftlichen Entwicklung von Südaustralien gelegt. (Vgl. Anhang.)

Verfolgen wir die Einwände der Gegner auf diesem Gebiete aber noch weiter. Das sozialdemokratische Handbuch schreibt über die Kolonialpolitik:

„Denkbar ist sicherlich eine Kolonialpolitik, der auch wir unsere Zustimmung geben könnten: Wenn nämlich, die wirtschaftliche Rechtfertigung des Erwerbes von Kolonialgebieten vorausgesetzt, bei der Verwaltung der Kolonien von jeder Unterdrückung und Ausbeutung der Eingeborenen Abstand genommen und nur auf deren kulturelle Hebung hingearbeitet würde; wenn die deutschen und anderen europäischen Kolonisatoren den Eingeborenen nicht als grausame Feinde und ausbeutungssüchtige Herren entgegentreten, sondern als Freunde, Schützer und Berater zur Seite treten würden, wie das vereinzelte Europäer auch in unserer Zeit mit Erfolg getan haben. Aber man braucht diese Möglichkeit nur anzudeuten, um bei jedem, der die Zeitereignisse verfolgt hat, die Erkenntnis auszulösen, wie durchaus feindlich die wirkliche deutsche Kolonialpolitik diesem Ideal ist. Sie kann aber auch gar nicht anders sein, denn die Kolonialpolitik eines kapitalistischen Staates, der selbst sich aufbaut auf Unterdrückung und Ausbeutung des eigenen Volkes, muss notwendigerweise im Interesse der herrschenden Klassen ebenfalls auf die Ausbeutung und Unterdrückung auch unterworfener Völkerschaften hinzielen. Dabei muss die Betätigung der kapitalistischen Herrenmoral gegenüber kulturell tieferstehenden, widerstandsunfähigeren Völkern weit unmenschlichere, bis zur Karikatur des Tropenassessorismus verzerrte, bis zur Bestialität bei einzelnen Expeditionspaschas entartete Formen annehmen."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueber den Inhalt des letzten Satzes haben wir soeben gesprochen, und das ganze rhetorische Gebäude kann einer näheren Prüfung nicht standhalten.

1. Die deutsche Kolonialpolitik hat das hier verlangte Ziel, die Eingeborenen kulturell zu heben, weil das ihrem eigenen Interesse entspricht. Denn je höher die Kultur, desto höher die Leistungsfähigkeit der Eingeborenen.

2. Tatsächlich tritt die deutsche Kolonialpolitik den Eingeborenen nicht als grausame Feindin, sondern als Beschützerin und Freundin gegenüber. Denn wie sahen die Zustände in Afrika vor der Herrschaft der Europäer aus? Ueberall gab es die grässlichsten Sklavenjagden, die alljährlich Tausende und Abertausende zu Grunde richteten, unzähliges Eigentum zerstörten; überall gab es unaufhörliche Kämpfe zwischen grossen und kleinen Raubstaaten, denen nicht nur einzelne Dörfer und Städte, sondern ganze Stämme zum Opfer gefallen sind; in den meisten Negerreichen führten Despoten ein Regiment mit unmenschlicher Grausamkeit. In fast allen Reiseschilderungen, die von den verschiedensten Autoren herrühren, Deutschen, Franzosen, Engländern, Gelehrten, Kaufleuten, Expeditionsführern, ist ausführlich erzählt, in welcher steten Sorge die Eingeborenen um Leben und Eigentum lebten, wie die zahlreichen Schädelstätten für die Wildheit der Zustände Zeugnis ablegten. Mit diesen Greueln hat die europäische Herrschaft aufgeräumt, und die Deutschen haben an ihrem Teile redlich dabei mitgearbeitet: man braucht da nur an die Beseitigung der arabischen Sklavenhändler in Ostafrika zu erinnern. Diese Beseitigung der alten barbarischen Herrschaft ist wahrhaftig ein genügender Rechtstitel für die Europäer, die Eingeborenen unter ihre Vormundschaft und Aufsicht zu bringen, denn beim Wegfall der europäischen Herrschaft würden die früheren entsetzlichen Zustände wieder hereinbrechen. Die „Unterdrückung" der Eingeborenen besteht darin, dass sie an eine zivilisierte Staatsordnung gewöhnt werden. In Wahrheit bringen die Europäer ihnen nicht Knechtschaft, sondern Befreiung aus der elendesten Sklaverei. Die neue Ordnung mag vielen lästig sein, den gewalttätigen Despoten ist sie verhasst, der grossen Masse der Schwarzen ist sie eine Wohltat allerersten Ranges.

Ausser Anarchie und Willkürherrschaft waren Krankheiten, Hungersnöte und Seuchen aller Art die grimmigsten Feinde der Eingeborenen: auch hiergegen haben die Europäer den Kampf mit Energie und Erfolg aufgenommen. Welche Opfer hat nicht die Schlafkrankheit alljährlich erfordert: heute ist es einem deutschen Forscher gelungen, den Grund dieses Uebels zu erkennen, eine Heilmethode zu finden und so tausende vom Verderben zu retten. Wer weiss ferner nicht, welche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verheerungen die Rinderpest in Südafrika angerichtet hat und wie infolgedessen die Einwohnerschaft durch den Hungertod dezimiert worden ist: auch diesem Uebel hat europäischer und nicht zum wenigsten deutscher Forscherfleiss Einhalt geboten durch Belehrung über die Natur der Krankheit, über bessere Behandlung des Viehs, Veterinärstationen u. dgl. Und ebenso werden Pflanzenschädlinge mit Hilfe europäischer Wissenschaft und Technik ausgerottet: alles Dinge, die die Schwarzen allein unmöglich vollbringen könnten und die unerlässliche Vorbedingungen jeder höheren Kultur sind. Die Arbeit der Missionen endlich ist zu bekannt; ihre Bemühungen um die Schwarzen brauchen nur erwähnt zu werden.

Was will es diesen unschätzbaren Segnungen gegenüber sagen, wenn einzelne europäische Beamte oder Private einzelnen Schwarzen hier und da Unrecht tun?

3. Die Deduktion, dass die kapitalistische Staatsordnung gar keine andere, als eine schändliche Unterdrückungspolitik hervorbringen könne, ist unsinnig. Denn die kapitalistischen Klassen haben so gut wie der heimische Wohlstand überhaupt ein Interesse daran, die Schwarzen zu entwickeln: denn je höher die Kultur der Schwarzen, desto besser muss, wie oben dargelegt, das in den Kolonien angelegte und mit Kolonialwerten arbeitende Kapital sich verzinsen. —

Aber um diesen Einwand gänzlich ad absurdum zu führen: die angebliche systematische Unterdrückungspolitik in der Heimat, deren Konsequenz die entsprechende Kolonialpolitik sein soll, existiert überhaupt nicht. Ja, die Sozialdemokratie hat diese Anschauung in der Praxis längst aufgegeben. Wer von den Sozialdemokraten, ausser einigen wenigen orthodoxen Marxisten, glaubt heute noch an das Dogma von der Verelendung der Massen, an die ausschliessliche Konzentration des Reichtums in den Händen weniger und an die steigende Armut der übergrossen Mehrheit des Volkes? Welcher Arbeiter weiss nicht ganz genau, dass er heute materiell viel besser steht, als vor 30 Jahren, dass also der Arbeiterstand der „kapitalistischen" Entwicklung Deutschlands grosse Vorteile verdankt? Und die „kapitalistische Herrenmoral" hat nicht verhindert, dass eine grosse Arbeiterschutzgesetzgebung erlassen ist; sie hat den Staat und die kapitalistischen Unternehmer nicht an der Erkenntnis gehindert, dass die geistige und materielle Hebung des Arbeiterstandes in ihrem Interesse liegt, da ein gesunder und intelligenter Arbeiterstand in jeder Beziehung für alle staatlichen und privaten Geschäfte brauchbarer ist, als ein systematisch unterdrückter und in seiner körperlichen und geistigen Lebenskraft geschädigter. Ohne zu leugnen, dass diese Anschauung auch manche Gegner hat, kann man doch aufs stärkste betonen, dass sie im Fortschreiten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

begriffen ist und den weitaus grössten Teil der „Herrschenden" ergriffen hat.

Da also die von den Sozialdemokraten den „herrschenden Klassen" imputierte Lebensanschauung nicht existiert, kann sie unmöglich in den Kolonien so üble Früchte hervorbringen. Weltanschauung und Interesse der „herrschenden Klasse" weisen vielmehr auf die von den Sozialdemokraten geforderte Kolonialpolitik hin.

Bisher haben wir die deutsche Kolonialpolitik betrachtet vom Standpunkt des deutschen Interesses, betrachten wir sie zum Schluss einmal unter weltpolitischem Gesichtspunkt.

Kolonien und Imperialismus.

Wie bekannt, besteht in den grossen Weltmächten die Tendenz des Imperialismus, d. h. die grossen Mächte suchen sich ein Gebiet in verschiedenen Weltteilen zu schaffen, das alles hervorbringen kann was die moderne Kultur braucht, also auf fremde Einfuhr verzichten kann, wobei es dahingestellt bleiben kann, ob der Ausschluss fremden Imports durch Prohibitivzölle oder durch eigene billige Massenproduktion erfolgen wird.

Natürlich will sich ein solches Reich nicht begnügen, seinen eigenen Konsum zu decken, es strebt vielmehr danach, mit seinem Ueberschuss an Produkten den Weltmarkt zu überschütten und sich durch Verkaufen an das Ausland zu bereichern. Die Staaten, in denen solche Tendenzen mit grösserer oder geringerer Stärke leben, sind die Vereinigten Staaten, Russland, England und Frankreich. Sie sind sämtlich in der Lage, vermöge ihres in verschiedenen Zonen belegenen Besitzes alle Weltprodukte selbständig hervorzubringen. Dringen diese Bestrebungen durch, so wird die Welt in mehrere grosse Produktionsgebiete zerschlagen, diejenigen Mächte, die eine gleich günstige Lage nicht besitzen und auf die Einfuhr aus jenen grossen Gebieten angewiesen sind, geraten in ihre wirtschaftliche Abhängigkeit, denn sie sind ja nicht imstande, jenen alles Besitzenden für das Empfangene etwas Gleichwertiges und ihnen Notwendiges zurückzugeben. Der wirtschaftlichen Abhängigkeit muss bald die politische nachfolgen: die grossen Staaten würden in Zukunft grösser, die kleinen kleiner werden, hat Lord Salisbury, der frühere englische Premier, einmal gesagt.

Das Resultat dieser Entwicklung wäre also, dass wirklich lebensfähige Nationen ausser jenen grossen nicht mehr vorhanden wären, denn ohne Zweifel verliert eine Nation mit ihrer Selbständigkeit auch die Schwungkraft des Geistes, die sie allein zur Lösung von Kultur-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aufgaben befähigt. „Was tut's", schreibt ein Amerikaner, „wenn Bur, Maori, Kastilianer eliminiert werden und aus dem Gesichtskreis verloren gehen?" Es ist klar, dass ein solches Resultat ein ungeheurer Verlust für die Weltkultur wäre, denn auf der Vielgestaltigkeit der Welt, auf der Mannigfaltigkeit der selbständigen Nationen, auf dem Austausch ihrer geistigen Güter beruht die moderne Kultur.

Wird nun Deutschland, wenn es seine Kolonien entwickelt hat, sich der Tendenz des Imperialismus anschliessen? Wird es sich an der Unterdrückung der zahlreichen noch selbständigen nationalen und staatlichen Gemeinschaften beteiligen, wie Abgeordneter Ledebour behauptete, um die deutsche Kolonialpolitik als kulturfeindlich zu denunzieren, wird also die Welt in fünf anstatt in vier grosse Märkte zerfallen? Ohne Zweifel ist Deutschland hierzu nicht in der Lage. Denn sein Kolonialgebiet ist nicht gross und umfassend genug, um einen solchen Imperialismus, wie oben charakterisiert durchzuführen: es ist also stets auf den Austausch mit anderen Nationen angewiesen. Daher hat Deutschland das Interesse, dass neben ihm eine ganze Reihe Mächte bestehen, die imperialistischen Tendenzen nicht huldigen und wie Deutschland selbst des Güteraustausches bedürfen. Somit ist Deutschland als die stärkste dieser Art Mächte die natürliche Schützerin und Führerin zahlreicher Staaten, die isoliert kein abgeschlossenes Wirtschaftsgebiet bilden aber gemeinsam so gut wie jedes jener Riesenreiche alle modernen Erfordernisse hervorbringen können. An der Spitze eines Wirtschaftsbündnisses, dem etwa Holland, Belgien, Skandinavien, Oesterreich, vielleicht auch Italien und einige aussereuropäische Staaten, wie Mexiko und Chile angehören könnten, hätte Deutschland von den vier anderen nichts zu fürchten, und das Koalitionsgebiet würde vor den Riesenreichen den ungeheuren kulturellen Vorzug haben, dass darin nicht eine Nation, nicht eine Sprache dominiert, sondern dass in ihm fast sämtliche Nationen, die die moderne Kultur geschaffen haben, vertreten sind und vor dem Untergange geschützt werden. Um aber diese erhabene Rolle durchführen zu können, bedarf Deutschland seiner Kolonien, denn ohne umfangreiches Kolonialland ist ja, wie aus dem früheren hervorgeht, ein selbständiges Wirtschaftsgebiet nicht zu begründen: weder für die moderne Industrie, noch für die moderne Ernährung kann man der kolonialen Produkte entbehren.

Man wende nicht ein, dass jene imperialistischen Tendenzen nicht zu fürchten seien: in England seien sie durch die letzten Wahlen, in Russland durch den japanischen Krieg zu Boden geworfen. Denn solche Ideen setzen sich nicht von heute auf morgen durch; es mögen noch manche Wechselfälle eintreten, bis sie eine akute Gefahr werden: aber die Tendenz dieser Entwicklung ist vorhanden. Selbst ein libe-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rales englisches Ministerium wird sich dem Imperialismus schwerlich entziehen können, wenn die Kolonien darauf drängen, und dass in den Kolonien solche Bestrebungen eines engeren Zusammenschlusses vorhanden sind, ist seit dem Burenkriege allbekannt. Und dass die russische Revolution eine Beseitigung des Imperialismus hervorbringt, ist vollends unwahrscheinlich. Eine Konstitution hier wird voraussichtlich den Grossindustriellen und den Grosskapitalisten, die das grösste Interesse am Imperialismus haben, stärkeren Einfluss gewähren. Es ist daher die Pflicht Deutschlands, durch seine eigene Kräftigung jene imperialistischen Strömungen zu durchkreuzen und zu hemmen: indem es so für sich selbst sorgt, arbeitet es zugleich im Interesse der gesamten Welt: die höchste Aufgabe, die einer Nation gestellt werden kann, die beste Rechtfertigung der deutschen Kolonialpolitik.

Anhang.

Langsame Entwicklung der Kapkolonie Europäer und Eingeborene.

Die Holländer hatten durch Verkennung des Wertes von Südafrika das Aufblühen verhindert; nach 150 Jahren zählte das Land 25 000 Weisse, davon Kapstadt 6 200. Die Einkünfte der Kolonie überstiegen durchschnittlich im Jahr nicht 450 000 Mark, während die Ausgaben sich auf 2 400 000 Mark beliefen. Die Mineralschätze des Landes waren vollständig unerschlossen geblieben. Und als nun die im Kolonisieren so eminent tüchtigen Briten in den Besitz des Kaplandes gelangten, hörten da die administrativen Fehler auf? Keineswegs! Vielmehr hören wir ganz dieselben Klagen, welche heute teils mit Unrecht, grossenteils auch mit Recht gegen die Verwaltungspraxis in den deutschen Kolonien erhoben werden. Zunächst wurden die Hottentotten unruhig, welche in der Tat von den Ansiedlern schlecht behandelt wurden. Die Missionare stellten sich auf die Seite der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hottentotten, beschuldigten die Kolonisten der grössten Grausamkeiten und empörendsten Willkürakte gegen die hilflosen Farbigen und erregten durch bezügliche Veröffentlichungen einen Sturm in der englischen Presse, alles Dinge, die in ähnlicher Weise auch in unseren Zeitungen und parlamentarischen Verhandlungen vorgebracht worden sind, um die Behauptung von den hoffnungslosen Chancen der deutschen Kolonisationsarbeit daran zu knüpfen, die deutschen Kolonialbeamten als ganz überwiegend unbrauchbar hinzustellen, überhaupt das Kind mit dem Bade auszuschütten. Ein paar Jahrzehnte, nachdem die Kapkolonie an England gekommen war, war der Zustand der, dass von den Bewohnern der Kolonie Klagen über Klagen nach London geschickt wurden. Je nach dem Standpunkt der Unzufriedenen beschwerte man sich über den schlechten Gang der Geschäfte, die Behandlung der Eingeborenen, die unbeschränkte und arg missbrauchte Gewalt der Beamten u. s. w. Die Kolonisten klagten über unerschwingliche Steuern und über die Verschwendungssucht und das Willkürregiment des Gouverneurs Lord Somerset. Die Frage der Behandlung der südafrikanischen Eigeborenen, in der sich die Ansichten der Missionare und der Ansiedler immer schärfer gegenüberstanden, kam nicht zur Ruhe. Lord Somerset dankte schliesslich ab und wurde in einen langwierigen Prozess verwickelt. Auch die Beamtenbeleidigungsklagen, die man als eine preussische Spezialität anzusehen gewöhnt ist, fehlen in der Kolonialgeschichte des Kaplandes nicht. So wurde der Missionar Dr. Philipp, der durch ein Buch über die Misshandlung der Eingeborenen den stärksten Eindruck auf die englischen Parlamentsmitglieder gemacht hatte, zu 4000 Mk. Strafe und sehr hohen Kosten verurteilt, weil er verschiedene Beamte beleidigt haben sollte. —

Die holländischen Ansiedler standen den Eingeborenen noch schroffer gegenüber als die englischen. Die Buren nahmen den Hottentotten und Kaffern ihre Heerden weg, übten ein verwerfliches Trucksystem, indem sie die Löhne in Tabak und Branntwein zahlten, schossen jeden des Viehdiebstahls verdächtigen Farbigen ohne Urteil und Recht nieder und beschuldigten die Eingeborenen, ohne den Versuch zu machen, auf ihr anders geartetes nationales Wesen liebevoll einzugehen, der Faulheit, Dieberei und Tücke. Einmal hatten die Kapburen mit einem Schlage 20 000 Kaffern über die Grenze gejagt und das gesamte Stammesvermögen vernichtet. Auch aus diesen Vorgängen lassen sich praktische Nutzanwendungen für unsere Siedelungspolitik und das Urteil über dasselbe gewinnen. Ausschreitungen sind verwerflich, aber die Entwicklung einer zukunftsreichen Kolonie halten solche an sich bedauerlichen Vorkommnisse nicht auf; auch die Geschichte von Englisch-Südafrika ist durch blutige und grausame Ex-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zesse gegen die Eingeborenen befleckt worden, und dennoch bildet heute die südafrikanische Goldproduktion einen unentbehrlichen Stützpunkt für die Weltwirtschaft und ihre anhaltende Prosperität.

Gründung Natals; Eingeborenenfrage, Verwaltungsschwierigkeiten.

Nicht geringer waren die Fehler, die die Buren und Engländer bei Gründung Natals begingen. Als die aus der Kapkolonie emigrierenden Buren nach Natal „trekkten", baten sie die englische Regierung, sie möge Natal annektieren und es nach der jungen englischen Königin Victoria nennen. Aber der britische Staatssekretär der Kolonie war infolge von verschiedenen widerwärtigen Vorkommnissen kolonialmüde und antwortete den Bittstellern, die Regierung Ihrer Majestät sei tief durchdrungen von der Untunlichkeit kolonialer Pläne und weiterer Landerwerbungen in Südafrika. Der Verlauf der Dinge in Natal schien dem kolonialpolitischen Pessimismus des Staatssekretärs Recht zu geben. Es ereignete sich eine jener Katastrophen, welche der kolonialpolitischen Betätigung aller überseeisch expansiven Nationen so oft widerfahren sind, die Früchte angestrengter, hingebungsvoller Kulturarbeit vernichtend. Die Buren, welche sich in Natal sesshaft gemacht hatten, wurden von den Zulus in eine Falle gelockt und niedergemacht, auch die englischen Ansiedler in der Hafenstadt Durban wurden angegriffen, und nicht einmal dieser Seeplatz konnte gehalten werden. Was die Zulus nicht niedermetzelten, musste auf ein Schiff flüchten. Das sind die Geburtswehen einer Kolonie, die im Jahre 1902 einen Aussenhandel im Wert von 410 Millionen Mark hatte und öffentliche Einkünfte in der Höhe von 70 Millionen, während die Zinsen einer öffentlichen Schuld von einer Viertelmilliarde grösstenteils im Mutterlande ausgeschüttet werden. Der Schauplatz jenes Blutbades, Durban, hatte 1902 schon 65 000 Einwohner und ist seitdem weiter aufgeblüht. 750 Dampfer liefen ihn damals an. — Die englische Regierung aber sah jene Entwicklung mit nichten voraus, indem sie sich erst nach langem Zaudern entschloss Natal ihrem Kolonialreich zuzuschlagen. Verwaltungsschwierigkeiten schreckten sie davon ab. Es trat nämlich in seiner ganzen Schroffheit derselbe Gegensatz der Interessen der Eingeborenen und der weissen Ansiedler hervor, der uns im südwestafrikanischen Kolonialgebiet zu schaffen gemacht hat. Vergebens versuchte der Gouverneur der Kapkolonie Sir Harry Smith, die Nataler Buren zum Bleiben zu bewegen. Die gouvernementalen Fähigkeiten versagten vor dem bezeichneten Problem durchaus, indem die Buren standhaft dabei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

blieben, es sei ihnen nicht möglich, schutz- und wehrlos unter den Kaffern wohnen zu bleiben, welche bei jeder Gelegenheit eher als sie Gehör bei der Regierung fänden. Darauf verliessen die meisten Buren Natal und trekkten in die später Orangerepublik und Transvaal genannten Gebiete, wo sie bereits Stammesgenossen vorfanden. Diese hatten gleichfalls Kapland verlassen, weil nach ihrem Gefühl die dortigen Behörden bei der Verwaltung des Landes keine glückliche Hand hatten. Sir Harry Smith teilte nicht die im damaligen englischen Beamtentum so weit verbreitete Kolonialmüdigkeit, sondern annektierte das Orangegebiet, während er den Transvaalburen vorläufig Autonomie zugestand. Aber in der neuerworbenen britischen Dependenz gestalteten sich die Verhältnisse erst recht unerfreulich. So eingeborenenfreundlich die Politik der damals sehr philanthropisch gesinnten Engländer war, in der Orangerepublik wurden sie doch in gefährliche Kämpfe mit den Kaffern verwickelt, was sie umso bitterer empfanden, als die Einnahmen des Territoriums kaum die Unkosten der Zivilverwaltung decken wollten. Die verbitterten Buren leisteten den englischen Truppen gegen die Farbigen keine Heeresfolge.

Wenn man diese unerquicklichen Verhältnisse erwägt, kommt man zu dem Ergebnis, dass unser vielgescholtener deutscher Beamtenstaat vielleicht garnicht einmal das schlechteste System darstellt, um auf dem Kolonialboden diametral sich entgegenstehende Rassen zu versöhnen. Der deutsche Beamtenstaat hat den Bauernstand erhalten helfen, der unter dem englischen Parlament — unbeschadet der sonstigen Vorzüge dieser Verfassung — zu Grunde gegangen ist. Jedenfalls hat die englische Kolonialverwaltung, die in anderer Beziehung so Grossartiges zu leisten vermocht hat, die Buren, welche in ihren eigenen Angelegenheiten sehr urteilsfähige Leute sind, in keiner Weise befriedigen können. Es käme noch sehr auf die Probe an, ob ein von kräftigen und aufgeklärten Chefs geleitetes deutsches Beamtentum hinsichtlich des berührten Punktes den gleichen Schiffbruch erleiden würde.

Deutsche Leistungen im Kaplande. Englische Kolonialmüdigkeit.

Da sich in England bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts wenig Auswanderer für Südafrika fanden, kam man in London auf einen Gedanken, der auch inbezug auf deutsche überseeische Niederlassungen angeregt und wieder fallen gelassen worden ist. Lord John Russel wollte nämlich Robben Island bei Kapstadt mit englischen Sträflingen besiedeln, und einige Jahre später kam Gladstone als Staats-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sekretär der Kolonien auf gleichartige Gedanken zurück. Er wollte britische Strafgefangene nach Kapstadt schicken, damit sie dort bei öffentlichen Arbeiten im Hafen verwendet würden. Ueberhaupt fasste die englische Regierung die Kapkolonie für die Deportation von Verbrechern ins Auge, nachdem die Deportierung in die australischen Ansiedlungen beschränkt worden war. Aber das Projekt scheiterte an der Abneigung der Kapbevölkerung, bestrafte Subjekte aufzunehmen, und der Gouverneur, Sir George Grey, versuchte anstatt dessen, unbescholtene Kolonisten in grösserer Menge in das Land zu ziehen. Da er ein tüchtiger Gouverneur war, so hatte er auch Erfolge. Es gelang ihm, das Parlament des Mutterlandes dazu zu bestimmen, dass es den Reichszuschuss für Kapland etwas erhöhte. Dann suchte man Auswanderungslustige in England und verstärkte die Schutztruppe gegen die Kaffern. Aber die Aufrufe blieben dermassen erfolglos, dass sich für 5000 Ansiedlerstellen nur 107 Auswanderungslustige meldeten. So drohte auch dieses Projekt zu scheitern, als man auf den Gedanken kam, die Mitglieder der deutschen Legion, welche im Krimkriege für England gefochten hatten, zur Uebersiedlung nach dem Kapland aufzufordern. Die Realisierung dieser Idee gelang. Von 10 000 Legionären kamen 2300 nach Südafrika. Sie erhielten ein Stück Land und die erste Einrichtung. Das Land ging nach siebenjähriger Bearbeitung in das Eigentum der Kolonisten über. Die Leute, welche unter Führung des Generalmajors Stutterheim in Kapland ankamen, brachte Sir George Grey unter den angegebenen Bedingungen in den östlichen Grenzbezirken unter. Die Kolonisationsarbeit des Gouverneurs zeitigte so schöne Erfolge, dass dieser die Heranziehung weiterer deutscher Familien befürwortete. Es war soeben eine besonders günstige Zeit für die Fortsetzung der Besiedlung des Kaplandes angebrochen. Seuchen hatten nämlich eine Menge Vieh im Kaffernland vernichtet. Noch grössere Mengen Vieh töteten die Eingeborenen selber, veranlasst durch einen Seher, der das Erscheinen eines neuen besseren Viehschlages verkündete. Die Farbigen kamen dadurch in solche Not, dass 25 000 gestorben und 100 000 fortgewandert sein sollen. Das Land stand nun der weissen Einwanderung weiter als je offen, und auch die Gefahr und die Unkosten der Kaffernkriege waren in manchen Bezirken so ziemlich geschwunden.

Aus der Beförderung der deutschen Emigration, die den deutschen kolonisatorischen Fähigkeiten ein schönes Zeugnis ausstellt, wurde aber nichts. Sie schien der Zentralregierung politisch bedenklich, und, vor allen Dingen, sie hätte Geld gekostet. Die Abneigung gegen pekuniäre Opfer für die überseeischen Besitzungen erreichte gerade damals in England ihren Höhepunkt. 1862 beschloss das Unterhaus einstimmig,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dass es nicht länger angehe, jährlich 15000 britische Soldaten für 24 Millionen Mark in den Kolonien zu unterhalten. — In der Tat zogen sie allmählich die Truppen nach dem Kap zurück. Die Buren im Orangefreistaat waren gerade damals schwer bedrängt von den Basutos und baten um militärische Hilfe. Die Kapregierung wäre dem Ansuchen gern nachgekommen, unter der Bedingung, dass die Orangerivier auf ihre Autonomie verzichteten, aber die Zentralgewalten an der Themse lehnten militärische Massregeln und territoriale Expansion strikt ab. So wurden die kolonialen Verhältnisse Südafrikas immer unerquicklicher, und als der Suezkanal gebaut wurde und es fortan einen näheren Weg nach Indien gab, sodass die Schiffe des asiatischen Handels voraussichtlich Kapstadt nicht mehr anliefen, schien die ganze britische Kapkolonie nach einem Bestande von 60 Jahren in ihren Lebensbedingungen bedroht zu sein. In unserem Vaterlande gibt es Leute, die Südwestafrika nach mehr als 20jährigem Besitz wieder aufgeben möchten, weil die Lebensbedingungen der Kolonie einen Augenblick lang bedroht zu sein schienen. Sie mögen sich durch die mühsame, aber glänzende Entwicklung Südafrikas, die beinahe unmittelbar an jene trübe Periode anknüpft, belehren lassen.

Bedeutung der Diamantenfunde für die Kolonisation.

Am Kap waltete über der englischen Kolonialpolitik insofern ein günstiger Stern, als ungefähr gleichzeitig mit der Eröffnung des Suezkanals in der Nähe des Orangeriver Diamanten gefunden wurden. Diese Tatsache änderte mit einem Schlage die Lage. Auf einmal gewann Südafrika in den Augen der Engländer an Wert. Das als reichste Fundstätte von Diamanten sich erweisende Griqualand im Westen der Orangerepublik wurde annektiert, und die britische Regierung machte kein Hehl daraus, dass sie ihre frühere Kolonialmüdigkeit inbezug auf Südafrika als einen Fehler ansehe. Man muss nicht glauben, dass der nun beginnende rapide Fortschritt Südafrikas auf einen Zufall zurückzuführen sei, indem die Kolonisatoren ja nicht wissen konnten, dass sie auf edle Metalle stossen würden. Die Spanier haben in Amerika die edlen Metalle gleich gefunden; sie haben nicht so mühsam darnach zu suchen brauchen wie die Engländer. Und wenn die Spanier auch Nutzen genug aus dem entdeckten Silber gezogen haben, so ist ihnen eine wirtschaftlich so gesunde Schöpfung wie das moderne britische Südafrika doch nicht geglückt. Es kommt eben nicht auf die Mineralien an, wenigstens nicht in erster Linie, sondern auf die kolonialpolitische Tatkraft und Zähigkeit,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Versagen diese moralischen Faktoren nicht zu früh, so findet eine zivilisierte Nation, die an die Aufschliessung jungfräulicher Länderstrecken in anderen Weltteilen herantritt, früher oder später immer Gelegenheit zu reichlich lohnender, wirtschaftlicher Arbeit. Es hängt ganz von dem einzelnen Fall ab, ob die Kolonie durch Mineralien, durch tropische Produkte oder durch Körnerbau auf eigene Füsse zu stehen kommt und dem Mutterlande Erträge zuführt; was die Kolonialpolitik erfolgreich macht, bleibt unter allen Umständen die durch langjährige Widerwärtigkeiten und Misserfolge nicht eingeschüchterte Konsequenz. Die grosszügige politische und kaufmännische Anschauung, welche nicht mit ein paar Jahren, sondern mit Generationen rechnet, findet in jeder diesen Namen überhaupt verdienenden Kolonie am letzten Ende „Edelsteine".

Wie bekannt, rechnet man auch in Südwestafrika auf die Gewinnung von Edelmetallen. Vorläufig ist es vielleicht gar nicht so sehr zu bedauern, dass das Suchen nach Edelmetallen so wenig zu Resultaten geführt hat wie im englischen und von England beanspruchten Südafrika zwischen 1806 und 1867. Denn die Entwickelung von Kolonialländern wird durch die Auffindung von Edelmetall in ganz verschiedener Weise beeinflusst, je nachdem ob die Ansiedlung sich im Augenblick einer solchen Entdeckung bereits einer gewissen Kultur erfreut oder noch nicht. Die Besiedelung nimmt in dem einen und dem anderen Falle ganz verschiedene Formen an. Auch für die Unkosten des Minenbetriebs ist es nicht gleichgiltig, ob alles zum Unterhalt der Beamten und Arbeiter Erforderliche erst aus weiter Ferne herbeigeschafft werden muss, oder Landwirtschaft und Handel schon entwickelt genug sind, um den Ansprüchen zu genügen, wie sie seit 1867 die Minenbevölkerung von Englisch-Südafrika in immer steigendem Grade erhebt. Es bleibt eben dabei, dass die Entdeckung edler Metalle in den südafrikanischen Dependenzen der britischen Krone nicht als ein mit der vorhergehenden kolonialen Entwickelung ausser Zusammenhang stehender Zufall angesehen werden darf, vielmehr bilden Ackerbau, Viehzucht, Handel, Kommunikationen, politisch-militärische Betätigungen u. s. w. die unentbehrlichen Vorstufen eines im grossen Stile betriebenen, die Volkswirtschaft des Mutterlandes befruchtenden Minenbetriebes.

Wie das britische Klein-Namaland gehört auch Südwestafrika einer Zone an, in der Kupfererze eines der häufigeren mineralischen Vorkommnisse bilden. Man bezeichnet in ganz Südafrika die dort am häufigsten sich findende Art des Auftretens als Nest. Einzelne der berühmten Kupferminen von Ookiep in der Kapkolonie sind ebenfalls weiter nichts als solche Nester. Im nördlichen Hereroland sind bereits Kupferminen in Betrieb gesetzt. Von allen Kupfererzen Südwestafrikas kann gesagt werden, dass sie einen verhältnismässig grossen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gehalt an Kupfer besitzen, aber die Rentabilität der Ausbeutung hängt durchaus von der Vervollkommnung der Kommunikationen ab. Im gegenwärtigen Zeitalter ist Kupfer wegen des Aufschwungs der Elektrizitätsindustrie und aus anderen Gründen ein sehr gesuchter Artikel. Wie man die Kohle den schwarzen Diamanten genannt hat, so können Kupferminen unter Umständen ebenso grosse volkswirtschaftliche Bedeutung gewinnen, wie die Juwelen von Kimberley. Ist erst eine Gewinn bringende Ausfuhr der Erze ermöglicht, so werden wahrscheinlich die Kupferminen die ersten Punkte in Deutschsüdwestafrika sein, wo, auch abgesehen von den Garnisonplätzen, eine zahlreichere europäische Einwohnerschaft zusammenströmen wird. Hierzu dürften viele eingeborene Arbeiter treten, und so der Anstoss zur Bildung von Zentren gegeben werden, welche belebend auf den Handel zu wirken und vor allem grössere Quantitäten von landwirtschaftlichen Produkten zu konsumieren vermögen. Neben den erwähnten Mineralien gibt es offenbar noch manche andere, die bei genauer Durchforschung des Landes, wie sie die Engländer in ihrem Anteil an Südafrika mit eiserner Tatkraft betreiben, eine Ausbeute möglich machen werden. So sind zwischen dem Kaokofeld und der Küste Anzeichen ausgedehnter Eisenerzlager entdeckt worden. Alles dieses wird für ewige Zeiten im Schoss der Erde begraben bleiben, wenn wir bei den ersten Fehlschlägen gleich ermatten, oder was wahrscheinlicher ist, die Briten werden auch Deutschsüdwestafrika noch erwerben, zu alledem, was sie in dieser bevorzugten Weltgegend schon haben und unter der wohlerwogenen Zustimmung aller politischen Parteien des Insellandes, auch der sozialistischen, ruhig aber zäh festhalten.

Ausdehnung des englischen Besitzes. Erschliessung neuer Gebiete. Einwohnerzahl und Wohlstand. Verkehrsmittel.

Der Aufschwung der Kapkolonie nach dem Auffinden der Diamanten hängt aufs Engste zusammen mit der neu erwachten kolonialpolitischen Energie, welche die Engländer zur Okkupation des inneren Südafrika trieb. Jahrzehnte lang hatte die Zentralregierung in London sich geweigert, dem Ansinnen der Gouverneure der Kapkolonie nachzukommen und die britischen Besitzungen bis an die Grenze der portugiesischen Dependenzen auszudehnen. Sie hatte sich darauf beschränkt, 1866 die Guano-Inseln und 1878 Walfischbai unter Protektorat zu stellen. Wiederholte Aufforderungen Deutschlands,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die deutschen Missionare in Südwestafrika zu schützen, wurden von den britischen Behörden rundweg abgelehnt. Als sich aber nun die Deutschen in Südwestafrika festsetzten, verschwanden bei den Briten die letzten Ueberreste von Kolonialmüdigkeit, der sie nur so lange verfallen waren, wie sie keine Konkurrenten hatten. Unverzüglich schritten sie zur Besitznahme aller noch freien Gebiete. Zunächst wurde Betschuanaland britischer Besitz. Nach den Erfahrungen, welche die Engländer mit südafrikanischen Erwerbungen gemacht hatten, stiessen sie sich nicht daran, dass die erforderliche berittene Polizei und die sonstigen öffentlichen Ausgaben des Territoriums durch die Einnahme bei Weitem nicht gedeckt wurden. Im Jahre 1897 vereinnahmte Betschuanaland 960 000 Mark und gab 1 800 000 Mark aus. Andere pekuniäre Hilfsquellen als Abgaben von Landverkauf und eine schwache Steuerleistung der paar tausend Ansiedler standen der Regierung der Kolonie vorläufig nicht zu Gebote.

Nach Betschuanaland wurden Zululand, Matabele- und Maschonaland einverleibt. Von dem Häuptling der Matabele, Lobengula, der das weite Gebiet nördlich von Transvaal beherrschte, wurden durch englische Unternehmer ausgedehnte Minenrechte erworben. Zu diesen Männern gehörte Cecil Rhodes, der mit 17 Jahren als schwindsüchtiger Todeskandidat nach Südafrika gekommen war. Hier relativ genesen und zum Mitglied des Kapparlaments gewählt, war er durch seine Beteiligung an der Diamantengewinnung zu grossem Vermögen gelangt. Unter seinen Auspizien trat die Imperial British South Afrika Company ins Leben, die mit einem Aktienkapital von 20 Mill. Mark begründet wurde, denn in England macht man für grosse Zwecke grosse Mittel flüssig. Die genannte Compagnie hat ihr Gebiet systematisch erschlossen, die Eingeborenen unterworfen, den Bau von Bahnen und Telegraphen in ausserordentlich energischer Weise gefördert. Der Telegraph zieht sich vom Kap durchs ganze Gebiet der Compagnie bis zum Nyassasee. Denn auch die Landstriche zwischen dem Matabeleland und dem Nyassasee, das Maschonaland, haben die Engländer jetzt wieder in Besitz genommen, nachdem es von ihnen schon einmal in den Bereich ihrer Expansionen gezogen, aber des schlechten Klimas wegen wieder aufgegeben worden war. Die Ansprüche der Portugiesen auf Matabele- und Maschonaland wurden unter Drohungen bei Seite geschoben. Unter welchen Opfern und Gefahren man englischerseits die Orangerepublik und Transvaal unterjocht hat, ist noch in zu frischer Erinnerung, als dass darauf eingegangen zu werden brauchte. Den Engländern war alles dies nicht zu teuer, kam doch so ganz Südafrika, den portugiesischen Küstenstreifen und die deutsche Kolonie ausgenommen, in ihre Hände. Und wie verkehrt es war, an dem uner-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

messlichen Wert und der unbegrenzten Zukunft Südafrikas zu zweifeln, das hatten sie aus den Irrtümern und Fehlern gelernt, welche von ihnen selber in der kolonialmüden Epoche ihrer neuesten Geschichte begangen worden waren.

Es wäre übrigens ein Irrtum, zu glauben, dass sehr grosse weisse Menschenmassen dazu gehört haben, diesen kolossalen Aufschwung hervorzurufen. Nach dem letzten südafrikanischen Zensus von 1904 wohnten im ganzen Kapland nur 580 000 Weisse, in Natal nur 97 000, im Orangestaat nur 143 000, in Transvaal nicht mehr als 300 000, in Matabele- und Maschonaland 12 600, in Betschuanaland 1004. Diese Handvoll Weisser führt einen Aussenhandel im Wert von 1600 Millionen Mark! Und sie versteht es, auch den handarbeitenden Mitgliedern ihrer Gemeinschaft einen anständigen Lohn zu bewilligen. In Kapstadt verdient ein Zimmermann täglich 14 Mark, in Durban 15. Ein Maurer in Kapstadt pro Tag 13 Mark, in Durban 16. Ein Stuckateurarbeiter in Kapstadt 14, in Durban 16 Mark. Ein Bleigiesser in Kapstadt 14, in Durban 15 Mark. Ein Maler in Kapstadt 11, in Durban 12 Mark. Ein Glaser in Kapstadt 14 Mark, in Durban 16 bis 17. Ein Steinmetz in Kapstadt 14, in Durban 16 Mark.

Denjenigen, welche Nutzen aus der Kolonialgeschichte zu ziehen wünschen, ist ganz besonders das Studium der Entwicklung der grossen südafrikanischen Häfen zu empfehlen. Fünf grosse Hafenplätze streiten sich um den südafrikanischen Handel. Sehen wir von Lourenço-Marquez ab, das nicht zu unserem Thema gehört, so bleiben Kapstadt, Port Elisabeth, East London, Durban. In Kapstadt glaubte man sich schon dem Ruin des Platzes nahe, als der Suezkanal eröffnet wurde. Da brachten die Diamanten, nach denen schon die Holländer gesucht hatten, Kapitalien und Einwanderer, und der Ochsenwagen wurde durch die Eisenbahn ersetzt. Die Anlage von Eisenbahnen bleibt immer der springende Punkt, wenn man Kolonien in die Höhe bringen will. Im Jahre 1902 liefen 1646 Schiffe in den Hafen von Kapstadt ein, den die Engländer im Zeitalter ihrer Kolonialmüdigkeit schon veröden gesehen hatten. 1 700 000 Tonnen machte der Warenverkehr des Hafens aus.

Port Elisabeth ist ein Hafenplatz, von dem wir ganz besonders viel lernen können. Er hat die Nachteile seiner Lage durch eine intelligente, kühne beharrliche Handelspolitik wettzumachen gewusst. Seine Rhede ist eine der miserabelsten an der ganzen verrufenen Küste und die noch sichtbaren vielen Wracks von Schiffen, die hier gestrandet sind, bieten ein peinliches Schauspiel dar. Aber die kleinen Dampfer, welche die grossen Fahrzeuge auf offener Rhede entladen, legen an vorzüglichen Hafendämmen an. Es sind bei ihnen keine Kosten gespart, und der grosse Sinn, mit welchem der angelsächsische Stamm

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

diese Dinge anfasst, macht sich glänzend bezahlt. Port Elisabeth wurde 1902 von 1174 Schiffen angelaufen, die für 210 Millionen Mark Waren importierten.

Noch ungünstiger als die natürlichen Verhältnisse von Port Elisabeth sind die von East London, aber in Südafrika überwinden Tatkraft und Geduld alle Hindernisse. Eine Barre, die vollständig zu beseitigen nicht gelungen ist, schliesst die Mündung des Buffaloflusses, der sich, zwischen Anhöhen eingezwängt, in den Ozean ergiesst. Hier hat man den Hafen East London angelegt. Schiffe von grossem Tonnengehalt können nicht hinein. Die Rhede ist gleich der von Port Elisabeth nicht immer sicher, die Ausschiffung der Passagiere wird oft mit Körben vorgenommen. Man hat die besten Apparate zum raschen Ausladen von Kohle angeschafft. Neue Quais sind im Bau, bei denen die hydraulischen Krähne durch elektrische ersetzt sind. 1902 liefen 579 Schiffe East London an, es wurde für 140 Millionen Mark Ware ein- und ausgeführt.

Durban ist von allen englischen Häfen Südafrikas durch seine Lage am meisten begünstigt. Immerhin war der Eingang des Hafens ehemals sehr schwierig, aber die Energie angelsächsischer kolonialer Betätigung hat den Mängeln abzuhelfen verstanden, und zwar so radikal, dass die Schiffe mit dem grössten Tiefgang Tag und Nacht ein- und auslaufen können, und dass die Union Castle Compagnie kein Bedenken trägt, dort regelmässig jede Woche die Postdampfer von 12—14 000 Tonnen anlaufen zu lassen. Erstklassig ist die Hafeneinrichtung, welche gestattet, ganz besonders schnell und billig auszuladen. Ueber drei Kilometer Quais sind fertig und ebensoviel im Bau. Ein Schwimmdock für Dampfer von grossem Tonnengehalt ist vorhanden. Mit einem Wort — Durban ist zu einem Hafen ersten Ranges geworden, indem man alle natürlichen und künstlichen Hilfsquellen hat springen lassen, mit der denkbar grössten Energie und Einsicht und mit dem wagemutigsten Vertrauen auf die glänzende Zukunft Südafrikas.

Die Lehre für die Häfen unseres Südwestafrika springt in die Augen.

Kolonialskandale und Notlagen in den Anfängen Virginiens.

Auf S. 13 haben wir erwähnt, dass die erste englische Niederlassung in Nordamerika noch nach 30 Jahren eine recht klägliche Existenz führte und im Mutterlande verachtet wurde. Der Kritik gab sie in der Tat reichlichen Stoff. Wie bekannt, pflegt die von den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sozialdemokraten an unseren Kolonien geübte masslose Kritik auch die den farbigen Rassen angetanen Gewalttaten als unerhört, als ohne Präzedens und Beispiel hinzustellen. Deswegen sei daran erinnert, dass im Jahre 1643 das Parlament Virginiens den Beschluss fasste, mit den Indianern keinen Frieden mehr zu schliessen und sie alle gewaltsam auszurotten. Indessen ehe die Virginier diese Greuel begehen konnten, kamen die Eingeborenen ihnen zuvor, überfielen die entlegeneren Ansiedlungen und töteten mehrere Hundert Weisse. Der blutigen Rache der Kolonisten aber waren sie nicht imstande, sich zu entziehen. Jene badeten sich im Blute der Rothäute und erzwangen von den unglücklichen Stämmen kolossale Landabtretungen.

Die materielle Lage, die vornehmlich auf dem Tabakbau beruhte, war noch auf lange hinaus höchst unsicher. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts litten die Tabakpflanzer dermassen unter den Schleuderpreisen, dass die Plantagenbesitzer verlangten, es solle staatlicherseits der Tabakbau für ein Jahr verboten werden. In einzelnen Distrikten der Kolonie erhob sich die Bevölkerung und zerstörte die Tabakpflanzungen gewaltsam, und die Milizreiterei vermochte kaum, die Bewegung zu dämpfen, so unzufrieden waren die Kolonisten mit ihrer wirtschaftlichen Lage. Die fortschreitende Verarmung Virginiens griff umso reissender um sich, als sich die Ansiedler durch die hinterlistige Ermordung von sechs Indianerhäuptlingen einen neuen entsetzlichen Indianerkrieg zugezogen hatten. Und gerade während dieser Krisis stellte das englische Mutterland an die Spitze der Kolonie Männer, wie sie unseren Antikolonialen zufolge nur in den überseeischen Ansiedlungen Deutschlands möglich sind, den tief verschuldeten Lord Arlington und den Lord Culpeper, der sich ohne Rücksicht auf die Bedrängnis der Pflanzer sein Gouverneursgehalt von dem üblichen Satz von 20000 Mark auf 40000 erhöhen liess, weil er ein Pair sei. Dazu kamen Erpressungen, welche Stoff für die schlimmsten Kolonialskandale gegeben haben würden, wenn damals schon von Kontrolle der Verwaltung im modernen Sinne des Begriffs die Rede gewesen wäre.

Solche Schlächtereien, Räubereien und Liederlichkeiten, so verdammenswert sie sind, haben den Nutzen der Kolonie für das Mutterland ebensowenig aufgehoben, wie den Einzug der Gesittung in den neuen Kontinent ausgeschlossen.

Die Verbrecherkolonie Neu-Südwales.

Neu-Südwales wurde seit dem Schluss des 18. Jahrhunderts von der englischen Regierung als Strafkolonie benutzt. Die Zustände, die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die ungenügende Aufsicht über die Sträflinge zur Folge hatte, schildert C. H. P. Inhulsen in den „Preuss. Jahrbüchern" (Bd. 126):

Die Sträflinge, welche die Majorität der Bevölkerung bildeten und Angehörige sämtlicher sozialen Klassen enthielten, hatten vorzügliche Chancen. Sträflinge aus der landwirtschaftlichen Klasse arbeiteten auf den Feldern und Strassen; Sträflinge aus dem Handelsstande betrieben Rumgeschäfte; Sträflinge aus der Klasse der Abenteurer plünderten als Buschklepper Postkutschen, Banken, Warenhäuser und Privatwohnungen; Sträflinge aus den gebildeten Kreisen fanden zahlreiche Chancen in der aufblühenden Hauptstadt; Sträflinge aus der schönen Klasse waren auf der Parade, auf den Wettrennen, in den Theatern und auf den Bällen tätig. Während man in den Gefängnissen ohne Erbarmen zur Prügelstrafe schritt, zahlreiche Todesurteile vollstreckte, auf den Kolonialämtern schwindelte und betrog, Raub und Mord kein Ende nahmen, dem englischen Galgen mit Mühe und Not entschlüpfte Personen den Dandy spielten, Sträflinge auf den Geschworenenbänken sassen, Spielhöllen und öffentliche Häuser Tag und Nacht offen standen, talentierte Schurken die Presse verdarben und durch Kriecherei bei der Regierung Einfluss gewannen, die feinsten und kostbarsten Vergnügungen geboten waren, wurde die Kolonie mit jedem Tage grösser und angesehener. . . . .

Am Schlusse einer Gerichtssession im Jahre 1835 richtete ein Kolonialrichter folgende Worte an die Geschworenen: „1833 hatten wir 135 Todesurteile, 1834 148, 1835 116, obschon für Fälschung, Viehdiebstahl und kleine Diebstähle die Todesstrafe nicht mehr verhängt wird. Die Haupttätigkeit unserer Kolonie besteht in dem Begehen und in der Bestrafung von Verbrechen. Die ganze Kolonie befindet sich beständig auf dem Wege zu den Gerichten. Die Hauptursache ist der gänzliche Mangel aller religiösen Grundsätze; es sind höchstens 30 fähige Religionslehrer vorhanden. Sträflinge verbringen mit Erlaubnis ihrer Herren die Sonntage in Trunkenheit und Unsittlichkeit. Bewaffnete Sträflinge rauben an Sonntagen auf den nach unserer Hauptstadt führenden Strassen. Die Aufseher lassen die ihrer Obhut anvertrauten Sträflinge nachts frei umherlaufen. Unsere Ortsobrigkeiten erteilen Sträflingen Schankkonzessionen. In diesen Schankstuben findet die Verderbtheit ihr Heim, das Verbrechen seine Schule. Im Hinblick auf die uns umgebende Unmasse von Verbrechen dürfen wir uns nicht wundern, dass wir noch nicht die freien Institutionen besitzen, welche den Stolz unseres Mutterlandes bilden. Derartige Institutionen könnten nur zur totalen Verderbung aller führen, solange unsere Leute moralisch ungebessert von einer Klasse in die andere übertreten." . . . .

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Misswirtschaft erstreckte sich nicht minder auf die weiblichen Sträflinge. Mit dem Momente der Einschiffung in England waren dieselben Sträflinge nur dem Namen nach. Mochten sie arme Dienstmädchen gewesen sein oder als notorische Halbweltsdamen in reicher Pelzkleidung an Bord kommen, während der 8 Monate dauernden Seereise wurden sie keinen Beschränkungen unterworfen. Bei Ankunft eines Damenschiffes war die ganze Stadt anwesend. Bereits auf der Landungsbrücke empfingen die Damen Heirats- und andere Anträge. . . . Einem Landmann, welcher um Zuweisuug einer Haushälterin gebeten hatte, wurde eine frühere Halbweltsdame zugesandt, welche mit einem besonderen Gepäckwagen eintraf und jede Besprechung verweigerte, bis sie seidene Strümpfe angelegt hatte. . . . .

Das Jurysystem wurde angeblich eingeführt, um ein Interesse am Gemeinwesen wach zu rufen und Verbrecher zur Besserung anzuspornen. Die Geschworenen waren indessen frühere Verbrecher. Die Verteidiger beruhigten die Angeklagten mit der Versicherung, man würde dafür sorgen, dass die richtigen Leute auf der Geschworenenbank sässen. Alte Verbrecher wurden trotz der überzeugendsten Beweise freigesprocchen, Unschuldige wurden verurteilt, mochte die Unschuld auch sonnenklar sein. In einer Strafverhandlung wegen Gattenmordes belehrte der Richter die Geschworenen, dass nach der Beweisaufnahme nur ein Schuldspruch möglich sei. Der Angeklagte war ein wohlbekannter Verbrecher. Vier Geschworene erklärten dem Obmann, sie würden nicht auf Schuldig erkennen, selbst wenn ewige Verdammung folgen sollte; einer derselben zog seine Stiefel aus und schwur, er werde bis zur Einigung auf Freisprechung von Schuhleder leben, mit dem Hinzufügen, er habe im Busch 14 Tage von Schuhleder gelebt. Das Verdikt lautete „Nicht schuldig". In einem anderen Falle beanstandete der Angeklagte nur eine zum Geschworenendienst geladene Person, mit dem Bemerken, der Mann sei ihm nicht bekannt und sein Aussehen gefalle ihm nicht. Der Beanstandete war der einzige Nichtverbrecher. In einer Viehdiebstahlssache sass auf der Geschworenenbank ein berüchtigter Viehdieb, gegen welchen ein anderes Viehdiebstahlsverfahren schwebte. Der Vertreter der Strafverfolgung warf einen Blick auf die Geschworenenbank und lehnte es ab, weiter zu verfahren. Zwei Schwurgerichtsladungen kamen mit dem Vermerk zurück, Herr A. sei lebenslänglich transportiert und Herr B. sei vor zwei Jahren wegen Mordes gehängt worden.

Es wird kaum erforderlich sein, hier auf die Fortschritte aufmerksam zu machen, welche die Kolonie in den seitdem verflossenen weiteren 70 Jahren gemacht hat. Ihre Einwohnerzahl beträgt fast $1^1/_2$ Millionen Weisse, ihr Aussenhandel wenig unter 1 Milliarde Mark. Man erkennt daraus, das selbst eine Kolonisationsmethode, die so groteske

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zustände hervorrief und heute gewiss zu der schärfsten Kritik in der Oeffentlichkeit Anlass geben würde, das Gedeihen einer Kolonie nicht verhindert, sofern nur die Kolonie die natürlichen Bedingungen für wirtschaftliches und politisches Emporkommen besitzt. Es kommt darauf an, dass sich Menschen mit ausreichendem Kapital finden, um diese Bedingungen zu entwickeln. Lassen sie sich durch anfängliche Misserfolge nicht abschrecken, so werden sie mit der Zeit die Schwierigkeiten, die ihnen durch eigene Fehler oder Schäden der Verwaltung bereitet werden, überwinden. Dass die Engländer diesen Zusammenhang richtig erkannten oder fühlten und nie an der Zukunft von Neusüdwales irre wurden, hat die Kolonie gross gemacht.

Die englische Kolonialpolitik eine Schule der Staatsmänner und ein Schutz gegen den Untergang der englischen Kultur.

Der Belgier Charles Sarolea schreibt in einem Dialog über die englische Kolonialpolitik:

„Der Zivildienst Indiens ist anerkannt als die integerste, fähigste und strengste Verwaltung, die es gibt. Trotz Ihrer Einwände wiederhole ich es; sehen Sie die Männer an, die die Regierung der Kolonie hervorgebracht hat: einen Verweser wie Lord Cromer, Gesetzgeber wie Sir Henry Maine und Fitzjames Stephen, wie Macaulay, der als Historiker weniger gross ist wie als Reformator der Gesetze Indiens; Generäle wie Wellington, wie John Lawrence, wie Gordon, Begründer von Reichen wie Cecil Rhodes, wie Clive, wie Warren Hastings, den man nicht nach Macaulays Essay beurteilen darf, der nichts als ein Gewebe von Irrtümern und Verleumdungen ist. Das sind die Männer, die in den Kolonien geformt und geknetet sind und die die Kolonien verbessert und umgewandelt haben.

Aber nicht darauf beschränkt sich die gouvernementale Zucht unseres Reiches. Nicht nach Indien braucht man zu gehen, um ihren Einfluss zu empfinden. Es ist unmöglich, dass die Unermesslichkeit des politischen Horizonts, die ungeheuerliche Verantwortlichkeit, die unendliche Vielseitigkeit der Fragen und ihre Schwierigkeit, die Notwendigkeit, soviel verschiedene Rassen aus der Ferne zu regieren, es ist unmöglich, dass all dies für einen Chamberlain oder Salisbury nicht die wundervollste Regierungsschule bilden sollte. Darüber, wie gesagt, ziehen Sie die Geschichte zu Rat. Betrachten Sie die beiden grossen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mächte, die die Kunst des Regierens im höchsten Grade besessen haben: Venedig und Rom. Venedig, das der Typus langer Lebensdauer und politischer Beständigkeit ist. Rom, das nächst England das herrschgewaltigste Volk ist, das jemals existiert hat. Nun wohl, Venedig und Rom haben, ganz wie England, ein grosses Kolonialreich besessen. . . ."

„Was würde geschehen, wenn London durch eine Feuersbrunst zerstört würde, wie 1666, wenn England seinen sittlichen und religiösen Geist verlöre, wenn sein Klima sich änderte? . . . Was würde geschehen, wenn England von Napoleon IV. erobert würde in demselben Augenblick, wo Alexander IV. sich Indiens bemächtigte? Es steht Ihnen frei, alle erdenklichen Voraussetzungen zu machen. Voraussetzungen kosten nichts und sind so amüsant wie lehrreich. Selbst wenn all dies phantastische Unheil sich auf das vereinigte Königreich häufen sollte, würde ich mich nicht für geschlagen halten. Denn das ist gerade die unbesiegliche Kraft der kolonialen Sache: mag man immerhin alle finsteren Vermutungen anhäufen, der Krieg könnte entfesselt werden, alle Kolonien könnten sich loslösen, Indien könnte erobert, England in seiner Existenz bedroht werden, nun wohl! selbst dann könnten wir noch behaupten, dass unsere Vorfahren, die Staatsmänner von gestern, heute und morgen, sich ums Vaterland wohl verdient gemacht haben, indem sie für die koloniale Ausdehnung gearbeitet haben. Die Kolonisation würde die Lebensfähigkeit der englischen Zivilisation nicht weniger bestätigt haben, selbst wenn England untergehen müsste. Was sage ich? Untergehen? Das ist es gerade, was dank der Kolonisation unmöglich ist. Das wahre England, das, welches wir lieben, das wir mit allen Kräften unserer Seele bewundern, das heisst seine Tugenden, seine Ideen, seine Einrichtungen, seine Sprache, seine Literatur, die einzig in der Welt ist, dies England kann nicht untergehen. Ist denn Athen tot? Ist Rom ausgelöscht? Und was sind Athen und Rom neben der angelsächsischen Zivilisation? Angenommen, dass die düstere Weissagung Macaulays zur Wahrheit würde, und dass in einem künftigen Jahrhundert ein Neu-Seeländer auf einem zerbrochenen Bogen der Londoner Brücke sitzend, die Ruinen von Saint-Pauls skizzierte, würde nicht auch selbst dieser Neu-Seeländer ein Angelsachse sein? Wird es nicht in jedem Erdteil ein neues England geben, Nationen, die die Sprache Chaucers, Shaksperes, Carlyles und Newtons sprechen, die vom Geiste Pitts, Burkes und Gordons durchdrungen sein, die von dem Andenken ihrer Vorfahren belebt sein würden? Wenn die französische Sprache nichts mehr sein wird als eine Schriftsprache, eine Sprache der Literatur, wird dann die englische Sprache nicht die Universalsprache der künf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tigen Zeiten sein? Ja, England wird leben, es wird wieder aufleben, Alma parens, Mutterland, Mutter der Nationen, es wird wieder aufleben in seinen Kindern, wieder aufleben in seinen Einrichtungen, seinen Sitten, wieder aufleben vor allem in seiner Sprache und seiner Literatur, den unvertilgbaren Denkmälern, dem unauslöschlichen Ausdruck seines nationalen Charakters! Dank seiner kolonialen Ausdehnung ist England unsterblich.

(Preuss. Jahrbücher. Bd. 127.)

J. S. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Freiwillige Beiträge für die Förderung der Zwecke des Kolonialpolitischen Aktionskomitees werden mit Dank angenommen und sind einzusenden unter der Bezeichnung:

„Für das Konto des Kolonialpolitischen Aktionskomitees"

an die Depositenkasse M der Deutschen Bank,

Berlin W. 62, Schillstraße 7.

Das Kolonialpolitische Aktionskomitee

I. A.

Prof. Dr. E. Struve,

Geschäftsführer.

DFG
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Von höchstem Interesse für Jedermann!

Berlin und seine Arbeiter

in englischer Beleuchtung.

Vergleichender Reisebericht von Best, Davis und Perks.

Deutsch herausgegeben von

Dr. Waldemar Zimmermann.

Mit einem Vorwort von

Prof. Hans Delbrück.

Ein hochangesehener englischer Industrieller, ein Gewerkschaftsführer und ein Wohlfahrtsbeamter des ersten Krankenhauses in Birmingham, die den verschiedensten politischen Lagern Englands angehören, haben unter Führung des Berliner Oberbürgermeisters, der ersten Grossindustriellen sowie des Vorsitzenden des Metallarbeiterverbandes die Arbeiterverhältnisse in Berlin eingehend studiert und schildern diese mit einer Anschaulichkeit und einer Originalität, die den Bericht nicht nur zu einer lehrreichen, sondern auch eigenartig fesselnden Lektüre machen. Die Mannigfaltigkeit der dabei mitgeteilten Beobachtungen lässt ihn dabei als ein

wahres soziales Kaleidoskop

erscheinen und bietet darum nicht nur dem Arbeitgeber und Arbeiter, Lehrer und Volkserzieher, Wohlfahrtsbeamten und Sozialpolitiker, sondern auch dem Geistlichen, dem Arzt, jedem Freund und Gegner der Abstinenz eine Fülle interessanter Anregungen und wertvoller kritischer Vergleiche. Für alle aber, die in der **gegenwärtigen Wahlbewegung** stehen, bedeutet diese Darstellung unbefangener englischer Kritiker ein wirkungsvolles Waffenarsenal

gegen den sozialen Pessimismus!

Preis Mk. 1.— **Preis Mk. 1.—.**

Verlag Dr. Wedekind & Co. G. m. b. H.

Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für alle Freunde unserer Kolonien.

Verlag Dr. Wedekind & Co. G. m. b. H.
Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Schmoller Dernburg Delbrück
Schäfer Sering Schillings
Brunner Jastrow Penck Kahl

über

Reichstagsauflösung und Kolonialpolitik

Offizieller stenographischer Bericht über die Versammlung in der Berliner Hochschule für Musik am 8. Januar 1907.

Herausgegeben vom kolonialpolitischen Aktionskomité.

Preis 0,50 Mk. **Preis 0,50 Mk.**

Von höchstem Interesse für die Wahlbewegung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG